1/1987 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

1987
750 Jahre
Berlin

Unser neuet Milljöh

Ein Berliner Haus erzählt

Juwelen der Krone

Kostbarkeiten aus dem Kreml

Kinder malen ihren Frieden

Was Prominente dazu meinen

Unseren Lesern ein friedliches und erfolgreiches 1987

Berlin-Jubiläum
Das Haus, in dem ich wohne **Seite 4**

DDR-international
Stationen des politischen Dialogs für Frieden und Sicherheit **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Report
Neue Autobahn durch den Balkan **Seite 16**

Tourismus-Ratgeber **Seite 20**

Expeditionsbericht
Biologische Studien in der Antarktis **Seite 22**

Memoiren
Erinnerungen von Hans Pischner **Seite 26**

Szenen aus der Geschichte Berlins
Träumereien **Seite 28**

Tanz
Gedanken über Palucca **Seite 30**

Preisausschreiben
Gewinnerliste **Seite 32**

Erzählung
Peter Karvaš: Meldung an den Höllenfürsten Satan **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Das bucklige Pferdchen" **Seite 40**

Sport
Eisflitzer auf Rekordjagd in der Halle **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Kunst
Kostbarkeiten der Rüstkammer des Kreml **Seite 46**

Zum Jahreswechsel
Gedanken zu Kinderzeichnungen **Seite 52**

Titelfoto:
Detlef Christel fotografierte Orgel-Rieke und Latschen-Paule am Arnimplatz

Redaktionsschluß für dieses Heft: **23. 12. 1986**

Erfinder einer neuen Zeitrechnung:

Das Feuerwerk des Genossen S.P.

Bilder aus dem Leben eines weltberühmten Mannes, der erst nach seinem Tode weltbekannt wurde. Bilder aus dem Leben von Sergej Pawlowitsch Koroljow, den man nur S. P. nannte.
Eine doppelsinnige Bedeutung zweier großer Buchstaben, denn eine seiner Schöpfungen, die unsere Welt veränderten, kürzte er selbst mit diesen beiden Initialen ab, als diese Konstruktion in seinem Notizblock gedankliche Gestalt annahm und dann als glitzernde Metallkugel auf den Prüfständen für eine lange Reise ins Außergewöhnliche getestet wurde. S. P. – Sergej Pawlowitsch und Sputnik perwy – Sputnik-Eins. Oder in umgekehrter Reihenfolge: P. S. – Erster oder Einfacher Sputnik. Einfacher, so sagte er, weil er wußte, daß das Schwierigere immer danach kommt.
Der Finger am Startknopf (Bild unten rechts). Dreißig Jahre ist es nun her. Über Koroljows rechte Hand hebt eine Rakete in Baikonur ab, bringt S. P. oder P. S. in eine Erdumlaufbahn. Koroljows linke Hand hält in der Tasche eine Kopekenmünze fest – den Talisman des Genossen S. P. Nach altem Fliegerbrauch, der Glück bringen soll.
Koroljow war nicht abergläubisch, er glaubte an die Macht der Formeln und an die Kraft eines großen schöpferischen Kollektivs, an die Möglichkeiten, die sein Land gerade ihm eröffnete. Aber irgendwie schien doch die Sieben seine persönliche Zahl zu sein. 1907 geboren, am 12. Januar. Als Siebenjähriger kommt er zum ersten Mal mit einem „Rückstoßapparat" in Berührung. In einem Kiewer Fotoatelier drückt man ihm eine Flinte in die Hand (Bild oben links). Später wird er Projektile bauen, die zehnmal schneller sind als Gewehrkugeln.
1917 – das Jahr, das Koroljows Lehrmeister Ziolkowski bewog, sein Lebenswerk der Sowjetmacht und der Partei der Bolschewiki als den „wahren Hütern der menschlichen Kultur" testamentarisch zu übergeben.
1937 – Erprobung der ersten Koroljowschen Rakete und Bodentests des von ihm gebauten ersten sowjetischen Raketenflugzeuges. 1947 – Montage und erfolgreicher Start der ersten Koroljowschen ballistischen Großrakete R–1, mit der bald danach die praktische Weltraumforschung begann. 1957 – das Sputnikjahr. Am 12. Januar jenes Jahres wurde er fünfzig und erfüllte sich einen großen Lebenstraum. Sieben Tage vor seinem Halbjahrhundert-Geburtstag formulierte er ein Jahrhundert-Ereignis unserer Zeit. Am 5. Januar 1957 wandte er sich mit einem Brief an den Ministerrat der UdSSR um zu informieren, daß die ersten Kunstmonde unseres Planeten geschaffen werden können:
„Wir bitten darum, die Startvorbereitung und den Start der ersten beiden in der Sputnikvariante modifizierten Raketen zu genehmigen... Es sind die erforderlichen Maßnahmen durchzuführen, um sämtliche der Akademie der Wissenschaften der UdSSR und den Industrieministerien zur Verfügung stehenden technischen Mittel zu nutzen und auf dem Territorium der UdSSR binnen drei Monaten Beobachtungssysteme aller Arten (funktechnische, optische u. a.) für den Flug eines künstlichen Erdsatelliten zu schaffen."
Genosse S. P. spricht über Funk mit Gagarin (Bild unten links). Nach dem 12. April 1961 aufgenom-

men für einen Dokumentarfilm. Koroljow wiederholt für Mosfilm wörtlich seine Sätze, die er während der Erdumkreisung des ersten Menschen im All vom Leitstand aus sprach. Während des Fluges, den er schon 1957 fest ins Auge gefaßt hatte, ließ er sich nicht aufnehmen. Es war nicht nur ein Aberglauben aus seiner Fliegerzeit, daß man sich nie vor einem Start fotografieren lassen darf. Er lehnte es einfach ab, sich an diesem 12. April 1961 und in den entscheidenden Morgenstunden dieses Tages fotografieren zu lassen. Und begründete es damit, es wäre in der Kommandozentrale zu eng, und keiner hatte darauf gedrungen, dieses historische Ereignis festzuhalten.

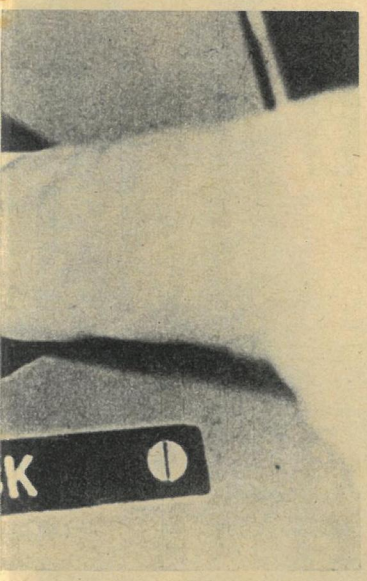
Eine „Sojus"-Rakete startet (Bild rechts). Eine von mehr als einhundert, die bisher Raumschiffe in den Orbit trugen. Koroljows „Meistergeschoß", 1967, ein Jahr nach seinem Tode am 14. Januar 1966 in dieser Konstruktionsvariante erprobt, die bis heute nahezu unverändert blieb und das Arbeitspferd der sowjetischen Raumfahrt geworden ist.

Auch 1987, im siebzigsten Jubiläumsjahr des Großen Oktober und im dreißigsten des ersten Sputniks, werden „Sojus"-Raketen Kosmonauten in den Orbit bringen. In dem Jahr, in dem Genosse S. P. 80 Jahre geworden wäre. „Sojus"-Raketen, die zum neuen Orbitalkomplex „Mir" – Frieden – fliegen.

Mit dem ersten Sputnik begann eine neue Zeitrechnung in Wissenschaft und Technik. Auch im vierten Jahrzehnt nach S. P. wird in vielen Kosmos-Missionen noch die Handschrift des Genossen S. P. deutlich zu spüren sein.

Karl-Heinz Eyermann

Fotos: APN, TASS, Archiv



Paul-Robeson-Straße

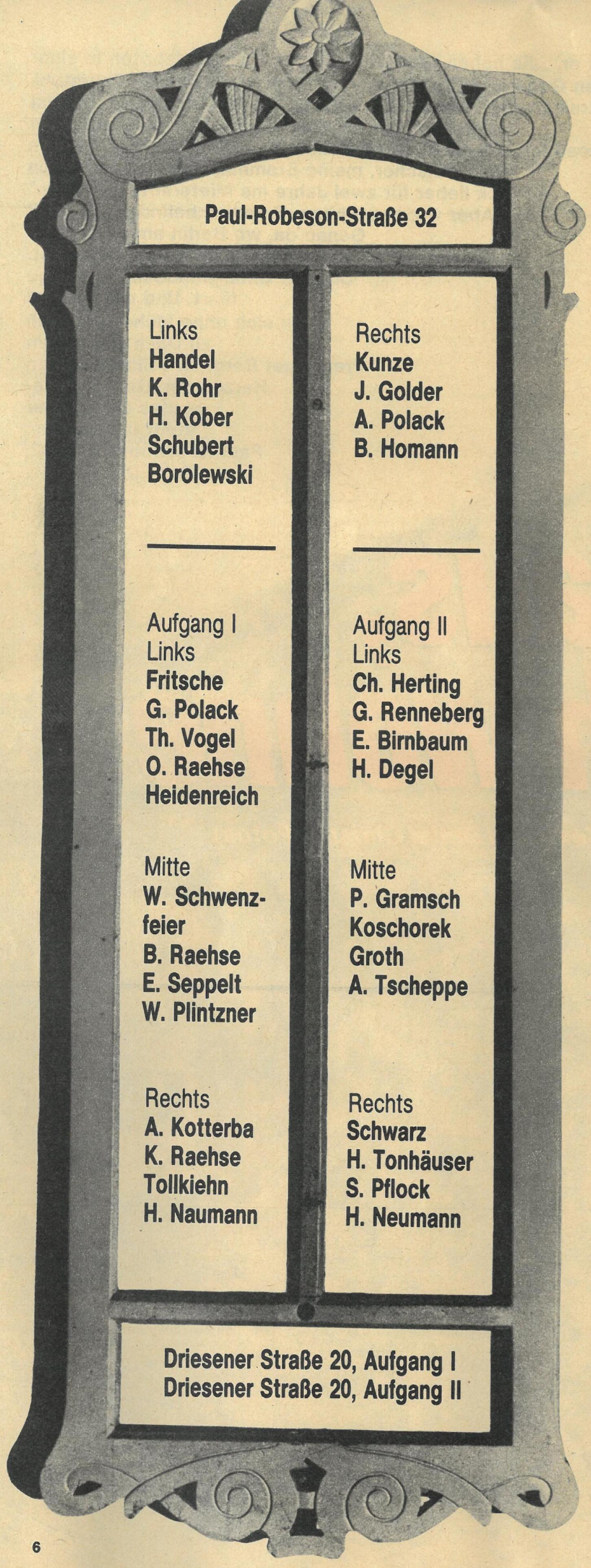
Driesener Straße

„Is doch klar“, sagt er, „die haben uns sofort ’ne Wohnung anjeboten in einer anderen Gegend. Mit allem Komfort, mit Warmwasser, Fahrstuhl, Zentralheizung, logisch. Aber ick wollte hier nicht weg. Das ist mein Zuhause. Hier bin ick groß jeworden, hier weeß ick, wie es riecht, hier hab ick meinen Bäcker, meinen Fleischer, meine Stammkneipe… Nee, da bin ick lieber für zwei Jahre ins Mieterhotel jezogen.“
Aber wo, in welchem Paradies befinden wir uns? Genau da, wo Berlin am dichtesten mit Häusern bewachsen ist. Und die Untergrundbahn übertage fährt. Und der Himmel sich ohne Mühe von Dach zu Dach spannt. Im Prenzlauer Berg, im vollbesiedelten Herzen des Geburtstagskindes Berlin. Hier steht unser Haus. Paul-Robeson-Straße 32, Ecke Driesener…

Das Haus, in dem ich wohne

Ein Beitrag von Bernd Siegmund (Text) und Detlef Christel (Fotos)

Das Haus, in dem ich wohne



Der Zufall ist auch eine journalistische Größe. Er hat uns in dieses Haus geführt. Paul-Robeson-Straße, Ecke Driesener... Ein typisches Berliner Mietshaus.

Ich schreibe diesen Satz und stutze. Denn da fängt die Schwierigkeit schon an. Was heißt typisch? Dieses Wort kommt aus dem Griechischen und steht laut Fremdwörterbuch für gattungsgemäß, kennzeichnend, bezeichnend, vorbildlich, ausgeprägt, eigentümlich, üblich. Womit also haben wir es zu tun?

Mit einem üblichen Berliner Mietshaus? Einem eigentümlichen, kennzeichnenden? Ist sein Äußeres gattungsgemäß oder sind es die Bewohner?

Zunächst einmal: Das Haus ist fünf Stockwerke hoch. Es hat ein gelbes Mörtelgesicht und ein Herz aus Stein. Vor acht Jahren hätte es beinahe aufgehört zu schlagen. Da kamen Spezialisten für kranke Häuser, studierten voller Sorge die verkalkten Wasseradern, die morschen Stromvenen, sie stiegen tief hinab in den Keller und hoch hinauf aufs Dach. Nachdem sie sich ein Bild gemacht hatten von ihrem Patienten, schüttelten sie nachdenklich die Köpfe. Wie man inzwischen weiß, hatten sie sogar erwogen, das Haus sterben zu lassen.

Das war vor acht Jahren.

Heute ist es wieder gesund und munter. Rekonstruiert, wie man in der Fachsprache sagt. Ein freundliches Reko-Haus für 34 Familien.

Driesener Straße 20, II. Aufgang, 3. Stock

Tonhäuser, Helmut (45), geboren in Weißenfels, Fachdirektor im Transformatorenwerk „Karl Liebknecht", Helga (44), Berlinerin, Gruppenleiter bei „Goldpunkt", verheiratet seit 1965, zwei Kinder, Lutz (20), zur Zeit bei der Armee, Dirk (13), Schüler der 7. Klasse.

„Hallo", sagt Helmut Tonhäuser, „Guten Abend und Vorsicht Stufe!"

In dieser Begrüßung steckt eine große Portion Erfahrung. „Seit der Rekonstruktion", erzählt er, „sind in der Wohnung Stufen. Kriegseinwirkung, meinten die Bauarbeiter. Das Hinterhaus hatte '45 einen Volltreffer abbekommen, da ist die ganze Statik des Häuserblocks ins Wanken geraten. War wohl auch ein Grund mit, warum man überlegt hatte, ob es nicht besser gewesen wäre, das Haus abzureißen. Na ja... Nun liegt mein Wohnzimmer eben höher als die Küche, der Korridor hat ein anderes Niveau als das Bad, aber die Wohnung ist trotzdem schön. Irgendwie individuell...

Er lacht. „Aber wie gesagt: Vorsicht Stufe. Fremde geraten leicht ins Stolpern."

Frau Tonhäuser steht in der Küche. Sie wäscht ab. „Entschuldigen Sie, nasse Hände..." Sie streckt mir ihren Unterarm entgegen.

„Wir gehen schon mal ins Wohnzimmer", sagt Helmut Tonhäuser. Er öffnet die Tür, ein schöner, großer Raum. Farbfernseher, Sesselgarnitur, ein angedeuteter Kamin mit Gasheizung, eine Schrankwand... Fast 100 Quadratmeter hat die Wohnung. Voller Stolz zeigt Helmut Tonhäuser , was er alles selbst gemacht hat. Holzverschalung im Bad, „die Rohre lagen so häßlich nackt", eine Vorratskammer in der Diele und eine Zwischendecke. „Die habe ich selbst eingezogen. Ich arbeite gern handwerklich." Auf dem Tisch liegen Akten. Sie sind aufgeschlagen. Habe ich bei der Arbeit gestört?

„Na ja", sagt Helmut Tonhäuser, „morgen kommt eine Delegation sowjetischer Freunde zu uns ins Werk. Von unserem Partnerbetrieb in Saporoshje. Wir haben seit Jahren gute Beziehungen, helfen uns gegenseitig, auch persönliche Kontakte gibt es. Da möchte ich gern gut vorbereitet sein für das Gespräch."

Frau Tonhäuser kommt mit Kaffee, schenkt ein, setzt sich. Können die beiden sich noch an den ersten Tag erinnern in der neuen Wohnung?

„Natürlich", so Helga Tonhäuser. „Das war der schönste Tag des Jahres 1981. Das kann nur wirklich nachfühlen, wer unsere alte Wohnung gesehen hatte. Die lag nicht weit weg von hier, in der Ueckermünder Straße. Ich sage nur, vierter Stock... Weißt Du noch, Helmut?"

Sie guckt ihren Mann an. Der nickt. Natürlich weiß er.

„Wenn es regnete, bildeten sich riesige Wasserbeulen an der Decke. Die hatten wir tapeziert. Man will es ja schön haben. Mein Mann stieg dann auf die Leiter und schnitt mit der Rasierklinge die Beulen auf. Überall im Zimmer standen Schüsseln. Jetzt ist auch dieses Haus rekonstruiert. Wie unser ganzer Kietz. Wenn wir sonntags spazierengehen, sehen wir immer wieder, wie schön unsere Häuser geworden sind mit ihren bunten, lebensfrohen Fassaden. Heute ahnt ja keiner mehr, wie es vor Jahren hier ausgesehen hat...

Sie schweigt. Dann sagt sie: „Ja, ja, es ist eine Menge getan worden für uns in den letzten fünfzehn Jahren. Man vergißt ja so schnell..."

★ ★ ★

Früher gab es im Hausflur einen stillen Portier. Einen Wegweiser. Da konnte man mit den Augen Treppen steigen. Ablesen, wer zu ebener Erde wohnt und wer im vierten Stock. Den hat man nun auf Rente gesetzt. Und nicht nur in diesem Haus. Seither, aber das nur nebenbei, hängen einige von ihnen als Speisekarte an den Wänden Berliner Lokale und verkünden: 2. Stock: Eisbeinsülze, 4,80 Mark. Parterre: Curry-Wurst, 1,10 Mark. In der Paul-Robeson-Straße, Ecke Driesener jedenfalls, da nehmen die Planstelle des stillen Portiers Blechkästen ein. Sie hängen farblos im Hauseingang, schlucken die Post und die Zeitungen. Und da stehen die Namen der Mieter drauf.

Paul-Robeson-Straße 32, 1. Stock

Schubert, Gottfried (54), Tischler, geboren in Dresden, Mitglied der HGL-Leitung, Ehefrau Ruth (50), Berlinerin,

Horst Neumann, Heizer

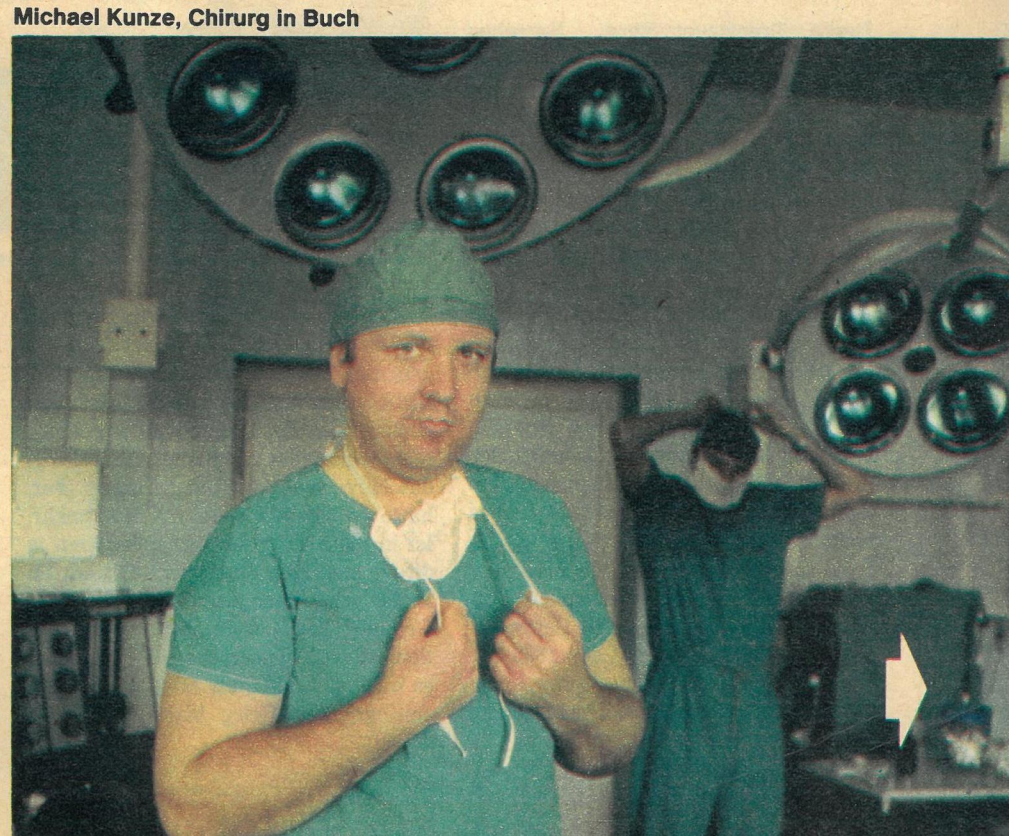
Werner Schwenzfeier, Fußballtrainer „Rotation Berlin“

Christine Herting, Gaststättenleiterin Fernsehturm-Café

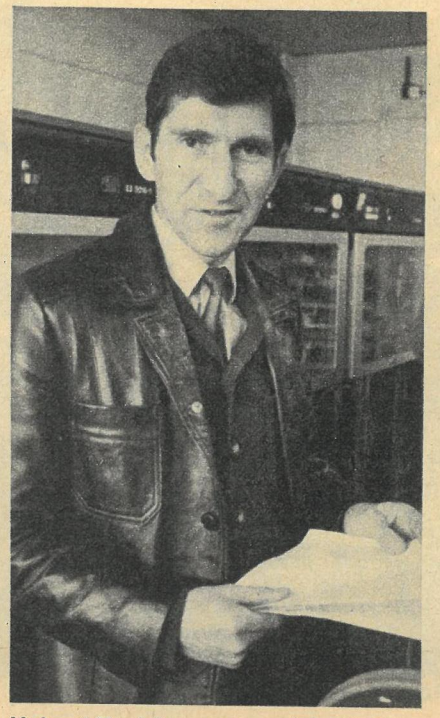
Aribert und Gisela Kotterba, Kommissionshändler

Heidemarie Tollkiehn, Sekretärin

Michael Kunze, Chirurg in Buch



Das Haus, in dem ich wohne



Helmut Tonhäuser: verantwortlich für Rechentechnik im TRO.

Hausfrau, Sohn Michael (22), BMSR-Mechaniker.
Ich: „Sind Sie auch 1981 eingezogen?"
Er: „Ja, wir haben im Nebenhaus gewohnt."
Ich: „War es schwer, eine neue Hausgemeinschaft aufzubauen?"
Er: „Nein, alle haben mitgeholfen."
Ich: „Tun sie es auch, wenn es um den Frühjahrsputz geht, um die Grünflächen?"
Er: „Natürlich muß die Leitung vorangehen. Aber dann klappt es."
Ich: „Gibt es keine schwarzen Schafe?"
Er: „Leider. Aber über die zwei möchte ich nicht sprechen. Sie sind nicht typisch."
Ich: „Was ärgert Sie am meisten?"
Er: „Wenn die Wände mutwillig beschmiert werden, gekokelt wird. Das ist mir unverständlich. Es gehört doch alles uns. Wieviel Geld ist investiert worden, wieviel Arbeit."
Ich: „Was bedeutet für Sie Glück?"
Er: „Frieden, Gesundheit, ein gutes Familienleben."

★ ★ ★

Berlin, Prenzlauer Berg... Sprechen wir über einen Herrn namens James Hobrecht. Der wurde gegen Mitte des 19. Jahrhunderts, da war der Prenzlauer Berg noch eine riesige Kornkammer, vom Polizeipräsidenten damit beauftragt, einen Bebauungsplan für Berlin zu erarbeiten.
Die Industrialisierung fordert ihren Tribut.
1862 veröffentlichte Hobrecht, eigentlich Spezialist für Kanalisationsarbeiten, seine Vorstellungen. Und zeigte damit allen Geldleuten der Stadt an, wo in Zukunft mit Baumaßnahmen zu rechnen, wo die höchsten Grundstückspreise zu erzielen sein würden. Ein richtiger Unternehmer läßt sich so etwas nicht zweimal sagen.
In kürzester Zeit wuchs ein Meer aus Steinen empor. Mit prachtvollen Vorderhäusern, ganz bürgerliche Repräsentation. Friedrich Engels, der 1893 die Stadt besuchte, schrieb denn auch: „Berlin ist von außen wirklich schön, selbst in den Arbeitervierteln Palastfronten. Was aber dahinter ist, davon schweigt man am besten."
Die berühmten Berliner Hinterhöfe brauchten nur 5,3 mal 5,3 Meter groß zu sein. Diese Abmessung reichte laut königlich-preußischer Polizeiverordnung für die Feuerwehr-Spritzenwagen. Grundstücke, die in ihrem Bauch bis zu sieben Hinterhöfe hatten, waren nichts Besonderes im Prenzlauer Berg. Und es sind Häuser nachweisbar, in denen über tausend Menschen lebten.
Auch in der Paul-Robeson-Straße, Ecke Driesener? Ein großer, lufterfüllter „Hinterhof" läßt jedenfalls ahnen, was hier einmal an Elend versteckt war.

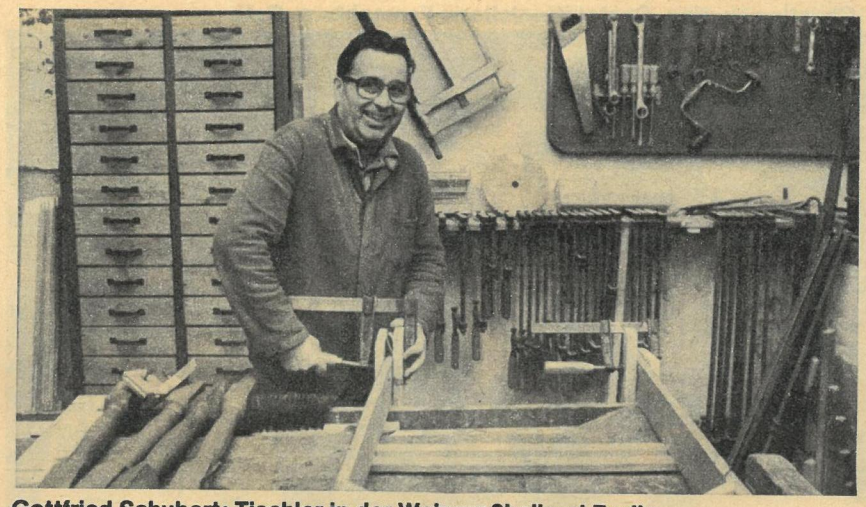
Paul-Robeson-Straße 32, 2. Stock

Kober, Herrmann (77), Rentner, geboren in Berlin, Hildegard (65), seine Ehefrau, 43 Jahre sind sie verheiratet, Tochter Heike (23), zwei andere Kinder sind verheiratet, wohnen nicht mehr hier. Weitere Wohnungsinsassen: ein Jagdterrier, ein Kanarienvogel.

„Nee, ich denke nicht gerne an die alte Zeit zurück. Wir hatten es doch schwer gehabt im Leben. Zwei Weltkriege, so viel Elend. Wir waren vier Kinder zu Hause. Reichtum hatten wir keinen. Und trotzdem war es eine schöne Kindheit. Mutter hat es schwer gehabt. Sie war eine tapfere, gute Frau. Sie starb leider auch sehr früh, 1934 an Tbc. Na, und der zweite Weltkrieg... Ich war bei den Amerikanern in Gefangenschaft. Le Havre. Silvester 1945, genau am 31. Dezember, kam ich zurück. Ich habe immer hier gewohnt im Kietz. Direkt in das Haus bin ich 1953/54 gezogen. Da war das noch privat. Aber ich weiß nicht mehr, wie der Besitzer hieß. Äußerlich war das Haus durch den Krieg nicht sonderlich beschädigt. Aber durch das Hinterhaus, was weggekracht war, hatte es irgendwie keinen Halt mehr. Ist in die Erde gesunken. Wir sitzen ja direkt auf dem Finnischen Grund. So sagten wir früher jedenfalls. Sumpfiges Gelände. Jetzt, nach der Rekonstruktion, ist der Keller trocken, früher war er es nicht. Ich habe als Maurer angefangen nach dem Krieg. Mann, haben wir Steine schleppen müssen. Mit dem siebzigsten Lebensjahr habe ich erst aufgehört zu arbeiten. Ich war beim Wohnungsbaukombinat. Hat mir sehr viel Spaß gemacht. Jetzt habe ich 'ne Menge Zeit. Na ja, hier im Haus gibt's ja auch genug zu tun. Wir sind eine gute Hausgemeinschaft. Haben auch die Goldene Hausnummer bekommen. Haben Sie gesehen? Ich kümmere mich sehr um den Hof, um die Pflanzen, es ist schön, wenn alles blüht."

★★★

Wenn sich der Abend über Berlin legt, beginnt das Haus auf geheimnisvolle Art und Weise zu leben, strahlt aus lichterfüllten Fensteraugen in den Prenzlauer Berg. Hinter den Mauern bewegen sich Menschen. Es wird ferngesehen, Radio gehört, Skat gespielt. Es werden Schularbeiten gemacht, es wird studiert, man lacht, man feiert, man liebt, man streitet sich. Nicht alle sind sich grün, und doch kommen sie miteinander aus, sagen: Hier bin ich zu Hause. 34 Familien leben in der Paul-Robeson-Straße, Ecke Driesener. Wenn sie früh das Haus verlassen, verteilen sich ihre Spuren über die ganze Stadt. Die Aufzählung der Berufe liest sich so: Tierarzt, Musiker, Parteiarbeiter, Tischler, Heizer, Justitiar, Sekretärin, Kommissionshändler, Chirurg, Direktor, Lederingenieur, Schüler, Soldat, Bauingenieur, Gaststättenleiterin, Krankenschwester, Lokomotivführer, Pädagogische Fachberaterin, Lagerarbeiter, Postangestellter, Fußballtrainer, Fürsorgerin, Lehrerin, Rohrleger, Sachbearbeiter, Fliesenleger und Rentner. Aber das ist ja kein Beruf, das ist ein Zustand. Zehn Rentner leben in der Paul-Robeson-Straße, Ecke Driesener. Sie sind nicht allein. Man kümmert sich um sie. Bringt Brot vom Bäcker mit, Nahrungsmittel aus der Kaufhalle. Und auch sie kümmern sich. Passen auf die Kinder auf, lassen Handwerker tagsüber in Nachbars Wohnung, sind gesellschaftlich aktiv in der HGL. Und sollte mal was bei ihnen kaputt gehen, dann ist immer jemand zur Stelle, der mit der Rohrzange umgehen kann oder mit der Bohrmaschine. Paul-Robeson-Straße, Ecke Driesener, das sind 34 Namensschilder, multipliziert mit der Anzahl der Kinder, der Ehepartner. Schicksale, Leben. Eine Welt im Wassertropfen.



Gottfried Schubert: Tischler in der Weingroßkellerei Berlin.

Familie Heidenreich: Nesthäkchen Patricia fehlt, ist zur Kur.

Driesener Straße 20, I. Aufgang, Parterre

Heidenreich, Karl-Heinz (37), Lagerarbeiter, in der Freizeit VP-Helfer, geboren in Ködersdorf, Gabriele (35), Krankenschwester, geboren in Nisky, beide Christen, verheiratet sind sie seit 1973, fünf Kinder, Christoph (13), Thomas (12), Stephan (8), Franziska (7), „endlich ein Mädchen", Patricia (5), „unser Nesthäkchen".
Die Kinder kommen vom Weihnachtsmarkt, vergnügt, voller Erlebnisse, die Gesichter glühen. Vieles dreht sich bei den Heidenreichs um sie. „Doch wir brauchen auch mal Zeit für uns", erzählt Gabriele. „Freitag abend, wenn die Kinder im Bett sind, setzen wir uns schön gemütlich in die Küche und reden miteinander. Darüber, was es in der Woche gegeben hat, was ansteht, welchen Ärger die Kinder uns gemacht haben, welche Freude."
Eigentlich wollten die Heidenreichs gar nicht in die Driesener ziehen. Das Wort Parterre schreckte sie ab. Aber jetzt sind sie froh. Sie haben eine schöne Fünf-Zimmer-Wohnung, und: Zu ebener Erde wohnen hat auch seinen Vorteil. „Da können die Kinder wenigstens keinem auf dem Kopf herumtrampeln. Natürlich ermahnen wir sie zur Ruhe, aber es sind eben Kinder. Wenn ich mir vorstelle, unter uns würde jemand wohnen..."

„Was bezahlen Sie an Miete?“
„Die Wohnung kostet 140 Mark. 95 davon zahlt der Staat.“
„Heidenreichs sind kinderreich. Welche Hilfe erfahren Sie noch?“
Frau Heidenreich überlegt, zählt auf, ich schreibe: Freikarten für Schwimmbäder, Essengeld, Rewatex, Bekleidungsgeld. „Und sollte ich wirklich mal außergewöhnliche Anschaffungen für die Kinder brauchen, dann gehe ich zum Rat der Stadt. Die helfen, unbürokratisch und menschlich.“

★★★

Berlin, Prenzlauer Berg... Das ist die Visitenkarte des volkreichsten Berliner Stadtbezirks: 163 500 Einwohner leben hier. Davon sind 27 200 im Rentenalter. Sie teilen sich 10,8 Quadratkilometer. 80 Prozent aller Häuser sind älter als 50 Jahre, nicht wenige schauen auf 100 zurück. Seit 1971 wurden 8000 Wohnungen neu gebaut, 23 000 rekonstruiert. Sie erhielten Bäder, Innentoiletten, Gas- oder Fernheizung, Warmwasser, Doppelfenster und ein neues, farbenfrohes Mörtel-Make up. Alle Eltern, die es wünschen, können ihre Kinder in eine Kinderkrippe (58/4233 Plätze) oder einen Kindergarten (79/8467 Plätze) geben. Auch im Prenzlauer Berg wird Bildung groß geschrieben. 46 Schulen, davon sind 12 neuerbaut, erziehen 15 979 Schüler. Es gibt 49 Turnhallen und Schulsportplätze, für den „großen Sport“ stehen 12 Anlagen zur Verfügung. Zwischen all den vielen Häusern aber ist immer noch Platz für große Betriebe der Konsumgüterproduktion und der Elektrotechnik/Elektronik. Einkaufen kann man in 436 HO- oder Konsumläden oder Kaufhallen, es gibt 302 Einzelhandelsgeschäfte, und für 300 private Handwerksbetriebe hat der Stadtbezirk goldenen Boden. Und last not least: Auch für den Durst und den großen Hunger ist gesorgt. 205 Kneipen, Gaststätten, Restaurants warten auf ihren Besuch. Zille würde sagen: Det ist unser neuet Milljöh.

Driesener Straße 20, II. Aufgang, 2. Stock

Pflock, Stephan (34), Lokomotivführer, geboren in Dresden, seit 1963 in Berlin, Ehefrau Renate (32), geboren in Lauscha, Pädagogische Fachberaterin, zwei Töchter, Peggy (13) und Nadine (9).
„Ich habe wenig Freizeit, denn ich mache ein Fernstudium. Das ist schwer bei der regelmäßig unregelmäßigen Arbeitszeit, die ich als Lokführer habe. Meine Frau ist oft allein. Da ist es gut zu wissen, daß wir eine richtige Hausgemeinschaft sind. Wirkliche Freunde haben, zu denen man auch mal mit seinen Problemen gehen kann. Wie zu Tonhäusers beispielsweise.“

★★★

Im Treppenflur hängt der Geruch von Schweinebraten, Erbseneintopf und Fisch. Es ist Sonntag, die Uhr geht auf zwei, das Haus hält Mittagsruhe. Hinter den Türen hat sich das Leben schlafen gelegt.
Der Zufall ist auch eine journalistische Größe. Er hat uns in den Prenzlauer Berg, zur Paul-Robeson-Straße, Ecke Driesener, geführt.
Wissen wir nun, nachdem wir einige Bewohner näher kennengelernt haben, was das für ein Haus ist?
Natürlich!
Es ist ein gattungsgemäßes, kennzeichnendes, bezeichnendes, vorbildliches, ausgeprägtes, eigentümliches, übliches Berliner Mietshaus.
Eben ein typisches!

Herrmann Kober: Im Kietz am Arnimplatz ist mein Zuhause.

Reichsbahninspektor Stephan Pflock: mit Energie ins Jahr 1987.

Staaten-Städte-

Diese vier Fotos erinnern mich an Begegnungen des zurückliegenden Jahres. Als Berichterstatter konnte ich bei vielen Stationen dabeisein. Es war in Berlin, als Erich Honecker mit chinesischen Journalisten zusammentraf und dabei über das Gewicht sprach, das der politische Dialog der DDR im sozialistischen Konzept eines umfassenden Systems der internationalen Sicherheit hat. Er charakterisierte es dahingehend, daß die DDR ihrer geographischen Lage im Herzen Europas und ihrer historischen Erfahrungen wegen es als besondere Verantwortung empfindet, für die Abwendung eines atomaren Krieges, für die Sicherung des Friedens zu wirken. Sie wurde der Mission auch 1986, das die UNO zum Internationalen Jahr des Friedens deklariert hatte, gerecht.

Staaten, Städte, Stätten – auf einem anderen Kontinent oder in näherer Nachbarschaft – waren für den konstruktiven Dialog, für den Beitrag auch der DDR zur Bildung einer weltweiten Koalition der Vernunft und des Realismus die Treffpunkte, Orte der Begegnung. Ob im Amtssitz des Staatsrates am Berliner Marx-Engels-Platz, ob im Moskauer Kreml, im schwedischen Regierungssitz am Rosenbad oder im Stockholmer Königsschloß, ob im Haus des Nationalen Volkskongresses von Peking, im Präsidenten- oder Regierungspalast von Phjòngjang und Ulan Bator wie jahreszuvor in Athen, Belgrad, Budapest, Rom, Warschau – verantwortungsbewußtes Herangehen an die Grundfrage der Gegenwart bestimmte den Meinungsaustausch und die Abmachungen.

Das ersprießliche Klima waren und sind übereinstim-

Der erste Repräsentant unseres Staates, Erich Honecker, mit Michail Gorbatschow; bei einer Fahrt über den

Der Premierminister des Königreichs Belgien, Wilfried Martens, im Berliner Nikolaiviertel

Stätten

Die DDR im weltweiten Dialog

schwedischen Mälarsee und bei der ganz jungen Generation Chinas.

mende oder einander nahekommende Auffassungen, sind Gemeinsamkeiten. Auf sie hat der griechische Staatspräsident Christos Sartzetakis im Gespräch mit Erich Honecker ausdrücklich verwiesen, als er sagte, daß „viele gewichtige Gemeinsamkeiten" die Voraussetzung im Streben seien, einen konstruktiven Dialog zu führen, die Rüstungen zu beschränken und abzubauen, die Achtung des Völkerrechts zu gewährleisten und ein internationales Klima des Vertrauens zu schaffen. Und Belgiens Premierminister Wilfried Martens ist aus dem Gedankenaustausch mit Erich Honecker mit der Feststellung gegangen, die Fortsetzung der Kontakte sei dringend erforderlich: „Auf einer Reihe von Gebieten werden wir gemeinsam Initiativen ergreifen." Er nannte die Sicherheit in Europa mittels Abrüstung. Gleiches hatte Schwedens Ministerpräsident Ingvar Carlsson betont, der sich auf die DDR-Unterstützung für eine von atomaren Gefechtsfeldwaffen freie Zone im Norden und in der Mitte Europas bezog.

Staatsmänner solchen Ranges nahmen stets die Initiative Michail Gorbatschows, mit dem Erich Honecker mehrfach gemeinsames praktisches Handeln im Sinne der sowjetischen Vorschläge zur Beseitigung der Kernwaffen bis zum Jahr 2000 besprach, zum Ausgangspunkt eigener Überlegungen und Vorschläge. Davon zeugt nicht zuletzt die betont nachdrückliche Zustimmung der chinesischen Partei- und Staatsführer beim Besuch Erich Honeckers in Peking, von Hu Yaobang und Li Xiannian, von Deng Xiaoping und Zhao Ziyang zu dem UdSSR-Konzept und dem Appell der Warschauer Vertragsstaaten an die NATO, um den Frieden auf der Erde wie im Kosmos garantieren zu helfen.

Günter Stechow

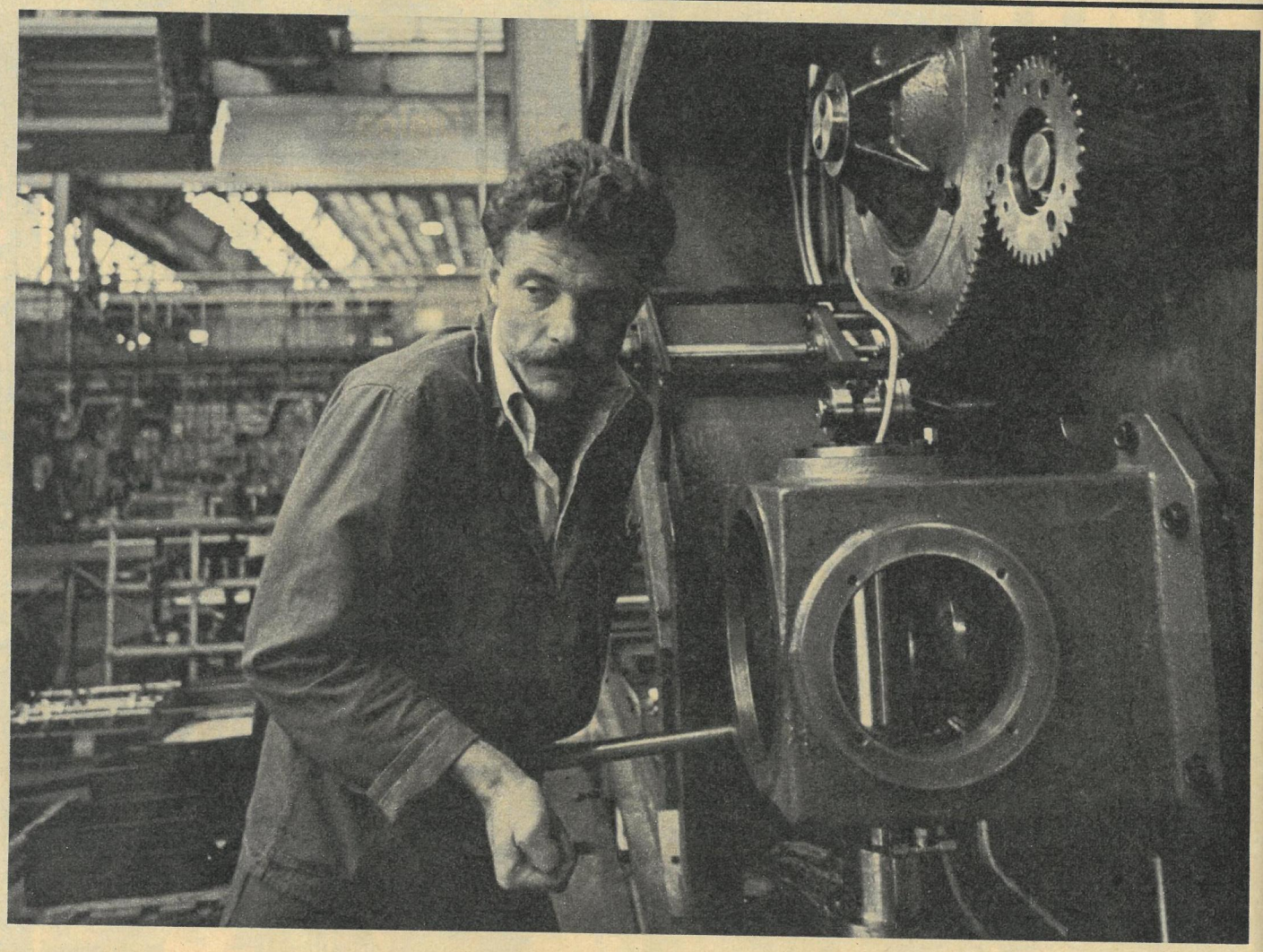
Fotos: ZB/Franke (2), Schmidtke, TASS

● Viele Länder, ein Planet

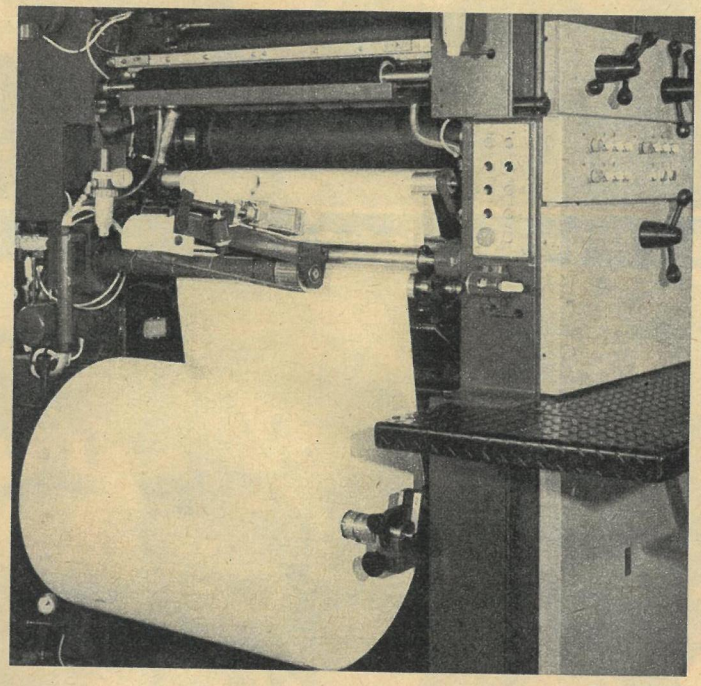
Die gemeinsame Kulturgeschichte der Völker Äthiopiens ist an die dreitausend Jahre alt. Eine Vielzahl ethnischer und religiöser Gruppen mit siebzig verschiedenen Sprachen prägt das Vierzig-Millionen-Volk heute. Abdi Getachew, Generaldirektor des Nationaltheaters in Addis Abeba, kennt alle Probleme, aber auch die Möglichkeiten gemeinsamen kulturellen Reichtums: „Die gesellschaftlichen Veränderungen, die von der nationaldemokratischen Revolution ausgehen, bringen die Menschen einander näher. Das ist die neue Weltanschauung, da sind aber auch neue Straßen, die die Menschen miteinander verbinden, und erstmals Schulen für Angehörige aller Schichten. Noch haben wir 40 Prozent Analphabeten, doch vor der Revolution waren es 93 Prozent. Die amharische Sprache ist ein Bindeglied. „Theaterstücke kennt unsere ältere Geschichte kaum, aber bei uns ist jeder Tanz ein Stück Dramatik. Heute spielen wir Stücke unserer eigenen jungen Autoren und die der klassischen und modernen Weltliteratur, Shakespeare, Gogol, Schatrow. Puschkin, Enkel eines Äthiopiers, ist schon lange gefragt, und neuerdings auch Schiller." Die Welt kennt die Probleme des äthiopischen Volkes, die durch die verheerende Dürre im Norden gesteigert werden. „Unterstützung erweisen uns die sozialistischen Länder und humanitäre Organisationen in der ganzen Welt." Abdi Getachew war Delegierter zum UNESCO-Symposium „Kulturschaffende und Künstler im Dienste des Friedens", das kürzlich in Potsdam stattfand. „Ein wirklich internationales Treffen. Alle hier haben die gemeinsame Verantwortung betont: unseren einen Planeten zu erhalten. Äthiopien ist ein Teil von ihm."

Constanze Treuber

Foto: Detlev Steinberg

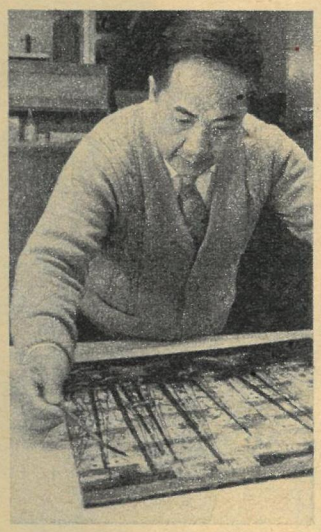


Ein Riese für Irkutsk



Sein Geburtsort: die Kreisstadt Plauen. Also ist er – wenn man die Einwände vogtländischer Lokalpatrioten überhört – ein waschechter Sachse. Und ein schwergewichtiger dazu. Immerhin bringt er mehr als 550 Tonnen auf die Waage, ist acht Meter hoch und 40 Meter lang. Der Riese kommt aus einem Betrieb, der seine Qualitätserzeugnisse in über 40 Länder liefert: PLAMAG, bei uns Alleinhersteller leistungsstarker Rollenoffset-Maschinen für Zeitungsdruckereien – weltweit bekannt. Gleiches läßt sich von Jürgen Mikolaiczak (unser Foto) noch nicht sagen, obwohl ihn auch etliche Leute kennen. Beispielsweise in Kiew. Schließlich hat er, ein Mann von Mitte Dreißig, dort fast 18 Monate gelebt und gearbeitet. In der Druckerei „Radjanska Ukraina" indes kennen ihn alle, die dort an der RO 170 aus Plauen arbeiten, einer mehrere Etagen hohen Rollenoffsetmaschine, bestimmt zur Herstellung von mehr als 20 Tageszeitungen und Wochenzeitschriften. Ein PLAMAG-Montagekollektiv hatte die RO 170 in Kiew zum Laufen gebracht. Jürgen Mikolaiczak gehörte dazu. Als wir ihn eines Herbsttages in der Endmontage seines Plauener Betriebes – hier hat er auch seine Lehrzeit als Maschinenbauer verbracht – kennenlernten, war er eben dabei, sich auf seinen nächsten Auslandseinsatz vorzubereiten. Der wird ihn in eine sibirische Großstadt führen – nach Irkutsk. Jetzt, im ersten Monat des neuen Jahres, geht's los. Für Jürgen Mikolaiczak eine große Bewährungsprobe, denn diesmal hat er, wie man so sagt, den Hut auf, steht er als Chefmonteur an der Spitze des Montagekollektivs, das sich vorwiegend aus jungen Leuten zusammensetzt. Kein Wunder also, daß die gesamte Anlage bereits in der Endmontage des vogtländischen Herstellerbetriebes zum Jugendobjekt erklärt wurde. Neun Monate sind für die Montage in Irkutsk vorgesehen; Monate, die dem Kollektiv um Jürgen Mikolaiczak einiges abverlangen werden. Nachdem bereits vom Gewicht, von Höhe und Länge des Riesen die Rede war, seien nun ein paar weitere Fakten hinzugefügt. Der Rollenoffset-Riese besitzt 6 Druckwerke und 6 Doppelfalzapparate. Seine Stundenleistung – 360 000 Exemplare einer achtseitigen Zeitung im Prawda-Format – kann sich durchaus sehen lassen. Jürgen Mikolaiczak, der zugleich auch Jugendbrigadier ist, nennt das erklärte Ziel seines Kollektivs: Es besteht darin, die gesamte Anlage bis zum Vorabend des 70. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution druckreif zu übergeben. Dann wird die „Sibirskaja Prawda", die gegenwärtig noch im Hochdruckverfahren hergestellt wird, in bedeutend besserer Qualität erscheinen. In der PLAMAG-Chronik ist vermerkt, daß bereits am 6. November 1948 der Export in die Sowjetunion mit einer Kalenderblockmaschine begann. Heute stehen in nahezu allen Hauptstädten sowjetischer Unionsrepubliken PLAMAG-Maschinen. Das Gebiet Irkutsk ist übrigens langjähriger Partnerbezirk von Karl-Marx-Stadt, zu dem auch Plauen gehört.

Horst Goldschmidt (Text)
Ulrich Burchert (Foto)



Der Schatz des Professors L.

Auskünfte für FREIE WELT gab Professor Liang Ruchu, wissenschaftlicher Betreuer der Sonderausstellung „Lackkunst aus der Volksrepublik China", die im Pergamon-Museum die Berliner und ihre Gäste begeisterte.

Lackmalerei – bei den 120 ausgestellten Werken handelte es sich vorwiegend um Tafelbilder – ist in Worten kaum zu beschreiben. Vielleicht sollte man sagen, daß sie handwerkliches Können mit künstlerischer Inspiration vereint; oft sind es Dutzende Schichten vom Saft des Lackbaumes (einer Art der Gummibäume), die einem einzigen Sujet jene wie aus sich selbst leuchtende Farbigkeit verleihen, vor der jeder Betrachter wie verzaubert steht. – Welchen Haupteindruck hat nach Ihren Erfahrungen und Gesprächen diese in Europa einmalige Schau den Besuchern vermittelt?

Vor allem ein großes Erstaunen darüber, daß die uralte Lackkunst – neben Seidenweberei und Porzellanherstellung eine der „Säulen" chinesischen Kunsthandwerks – sich so jung und lebensfrisch erhalten hat. Die von der „Gesellschaft für Ausstellungen im Ausland" ausgewählten Landschaften, Stilleben, Porträts, Tier- und Pflanzenmotive stammen alle aus der Gegenwart, sind zum überwiegenden Teil Arbeiten junger Künstler.

Auch von Laienkünstlern?

Nein, das wäre bei solcher Technik nicht möglich. Selbst der diplomierte Kunstschaffende benötigt zusätzliche Jahre, um sich als Lackmaler (oder auch -schnitzer) zu qualifizieren.

Wie wird man Künstler in der Volksrepublik China?

Wer schon als Schüler auf sich aufmerksam macht, der schafft vielleicht den Sprung auf eine der Spezialschulen mit erweitertem Unterricht in Kunsterziehung. Als nächste Chance bietet sich, nach Abschluß der Mittelschule, die Aufnahmeprüfung bei einer Kunstfachschule (mit zwei Jahren Studiendauer); nach der Reifeprüfung besteht die Möglichkeit, für das vierjährige Studium an einer Kunsthochschule zugelassen zu werden – oder an einer Pädagogischen Hochschule, die Kunsterzieher ausbildet. Und: Stadt- wie Landkinder haben dabei die gleichen Chancen.

Erteilen Sie, Herr Professor, bei Ihrer Tätigkeit am Kunstmuseum von Fuzhou in der ostchinesischen, „lackberühmten" Provinz Fujian auch Unterricht?

Ja, eben zur Weiterbildung von Absolventen in der Lackkunst, aber auch in figürlicher Gestaltung oder Ölmalerei.

Bitte nennen Sie uns ein Werk, das zur Zeit im Gespräch ist!

Zum Beispiel das Bild „Kind in einem Bambuskorb unter der Sonne". Lackmalerei aus Fujian, inzwischen mit sieben ehrenvollen Preisen bedacht. Der Schöpfer ist noch keine dreißig Jahre alt.

Wie viele Mitglieder hat der Allchinesische Verband Bildender Künstler?

Weniger als zweitausend. Hinzu kommen die regionalen Organisationen, denen das Recht zusteht, verdiente Mitglieder, die auf Landesebene Anerkennung gefunden haben, für den zentralen Verband zu empfehlen.

Gehören Sie dem an?

Mein Antrag liegt auf dem Präsidiumstisch.

Abschließend gefragt: Was fehlt dem Bild, das Sie gerade in der Kur haben?

Das lange Hängen in aufeinanderfolgenden Ausstellungen hat die Tafel „überanstrengt"; sie brauchte eine Periode waagerechter Ruhe. So aber traten Spannungen auf, wodurch die – nicht optimal vermischte – Deckschicht aus natürlichem und synthetischem Lack gelitten hat.

Was benutzen Sie zur Wiederverfestigung?

Schnell härtenden Polyurethan-Lack, farblos, nicht gilbend.

Und womit arbeiten Sie am Museum in Fuzhou?

(Lächeln des Professors) Ganz einfach – mit Polyurethan.

Interview: Hans Frosch

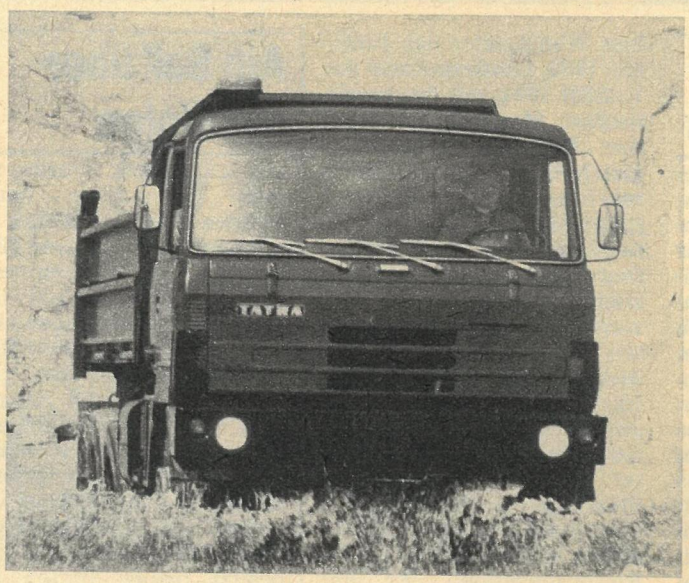
Kaltblütigkeit und Optimismus

Der Sieger des Finalkampfes der WM-Kandidaten im Schachspiel, Andrej Sokolow (Foto unten), und der Unterlegene der Weltmeisterschaftsrevanche, Anatoli Karpow, ermitteln ab Februar 1987 im spanischen Linares in einem sogenannten „Superfinale" den nächsten Herausforderer des Weltmeisters. Schon im Herbst kommenden Jahres muß Garri Kasparow sich diesem zur Titelverteidigung stellen. Um Weltmeister zu werden, hat Andrej Sokolow also nicht weniger zu vollbringen als nacheinander Karpow und Kasparow jeweils in Wettkämpfen über die Distanz von 24 Partien zu bezwingen. Eine unlösbare Aufgabe? Es gilt als sicher, daß Andrej Sokolow die Sache nicht so sieht. Er ist ein unbekümmerter, fröhlicher Bursche von 23 Jahren (Jahrgang Kasparow!), der gern mit Freunden zusammensitzt und zur Gitarre singt. Das Schachspielen erlernte er von seinem Vater, fern von Moskau, im hohen Norden der UdSSR. Als die Sokolows von Workuta nach Moskau umzogen, schloß sich Andrej dem Schachzirkel eines der Pionierhäuser der sowjetischen Hauptstadt an. Das erste Schachbuch, das er zur Hand nahm, war das gleiche, das auch Garri Kasparow bei seinen ersten Schritten begleitete: „Das Schacherbe Aljechins". Noch eines hat er mit dem derzeitigen Weltmeister – und mit Anatoli Karpow – gemeinsam: Der begabte Junge wurde in die berühmte Schachschule Michail Botwinniks aufgenommen. Schließlich ist auch der kometenhafte Aufstieg Sokolows zur Weltspitze dem Kasparows vergleichbar: Weltmeister der Junioren 1982, Landesmeister der UdSSR 1984, mit der sowjetischen Mannschaft Sieger der Schacholympiade im gleichen Jahr. Da überraschte es nicht, daß der junge Mann sich im Interzonenturnier für das Kandidatenturnier 1985 im französischen Montpellier qualifizierte. Dort freilich erwarteten ihn nur wenige unter den ersten vier. Als er dann im Halbfinale Rafael Waganjan (mit 6:2!) besiegte, war das mehr als unerwartet. Und der 7,5:6,5-Sieg im Finale gegen Artur Jussupow (nach einem 4:6-Rückstand) war schließlich eine Riesensensation. „Er hat Glück gehabt", meinten einige. Großmeister Sergej Makarytschew hält dagegen: „Das Glück ist ein natürlicher Bestandteil seines sportlichen Stils; ihm liegen Kaltblütigkeit und Optimismus zugrunde." Apropos Stil – der ist bei Andrej Sokolow schwer zu definieren. Er selbst sieht sich als Positionsspieler; doch ist bei seiner offensiven Spielweise oftmals ein Schuß Kasparowscher Irrationalität nicht zu verkennen. Wird das Glück „als natürlicher Bestandteil seines sportlichen Stils" Andrej Sokolow auch im Superfinale zur Seite stehen? Sicher ist jedenfalls, daß Karpow die Fehler, die ihm wohl noch zu häufig unterlaufen, härter und erbarmungsloser bestrafen wird, als Jussupow es tat. Westliche Großmeister billigen Sokolow deshalb gegen den ehemaligen Weltmeister auch keine Chance zu. Sowjetische Kenner dagegen halten den jungen Sportler für ein überragendes Talent – und für den einzigen Großmeister der Gegenwart, dem einmal (vielleicht noch nicht im Frühjahr 1987) der Einbruch in die Ebene Kasparow/Karpow gelingen könnte.

Heinz Stern

Am Seil über die Wolga

„In Uljanowsk wurde mit dem Bau einer neuen Brücke über die Wolga begonnen!" – so meldete kürzlich die DDR-Tagespresse. Zwölf Kilometer soll ihre Gesamtlänge betragen, fast die Hälfte davon wird über Wasser führen. Den „Rekord" hält mit 38 Kilometern die Pontchartrain-Brücke über den gleichnamigen See bei New Orleans in den USA, die 1959 gebaut wurde. Die als längste geltende Flußbrücke der Welt besitzt bisher Indien mit 5575 Metern. Die neue Wolga-Überführung wird demnach einmal zu den längsten der Welt gehören. Dazu kommt eine nicht alltägliche Konstruktion. Ihre Fahrbahnen werden durch ein System von Seilen getragen, die über zwei riesige Pylonen – sich nach oben verjüngende Türme – herabgelassen werden. Doch etwas Besonderes ist nicht nur diese Seilkonstruktion; die Brücke wird auch zweistöckig sein, oben eine vierspurige Autofahrbahn und unten Schienen für die Schnellbahn, wobei hier die Möglichkeit des späteren Umbaus zur Metrolinie mit eingeplant worden ist. Der Bau, der 1995 beendet sein soll, wird die Brückenbauer jedoch noch vor manches Problem stellen. So ist beispielsweise die Eisdecke der Wolga im Winter mitunter nicht tragfähig genug, um einen kontinuierlichen Arbeitsablauf zu gewährleisten. Und das rechte Flußufer liegt 150 Meter über dem Wasserspiegel, wird oft von Erdrutschen heimgesucht, was die Arbeit vieler Monate zunichte machen kann. Daher ist auch ein Viertel der Baukosten, die insgesamt 425 Millionen Rubel betragen, allein für die Uferbefestigung vorgesehen. Der Bau der beiden Uferkomplexe am Nordrand der Stadt läuft heute schon auf Hochtouren. Bereits 1915 war in Uljanowsk eine Eisenbahnbrücke errichtet worden. In den 50er Jahren rekonstruiert, schloß man ihr eine Autobrücke mit einer sechs Meter breiten Fahrbahn an, die jetzt allerdings nicht mehr ausreicht. Damals gab es am linken Wolga-Ufer nur einige kleine Siedlungen; in den letzten dreißig Jahren entstand jedoch hier eine ganze neue Stadt, Nowy Gorod genannt, in der im Jahre 2000 die Hälfte aller Uljanowsker leben wird. Der Verkehr zwischen beiden Stadtteilen wird sich dann über die neue Brücke abwickeln. *Pjotr Timofejew*



Mit TATRA rund um die Welt

„100 Jahre Automobil" – dieses Ereignis wurde 1986 weltweit gefeiert. Auch in der ČSSR hat der Fahrzeugbau eine lange Tradition: Die ersten Autos wurden hier Ende vorigen Jahrhunderts im ältesten Kraftfahrzeugwerk des Landes, dem TATRA-Automobilwerk Kopřivnice, gebaut, das seinen 90. Geburtstag begeht. Diese beiden Jubiläen waren für die TATRA-Werker Anlaß zu einer Idee, die für die Autoindustrie der ČSSR werben, über den Stellenwert ihrer Technik und ihre Möglichkeiten informieren soll: Ein Wohnmodul auf TATRA-Chassis, der TATRA 815 GTC (Foto unten) – vorgestellt auf der 28. Internationalen Maschinenmesse Brno 1986 –, wird im März 1987 eine zwei Jahre dauernde Reise um die Welt antreten. Die fünfköpfige Besatzung soll ausschließlich aus Amateur-Fahrern bestehen; die geplante Fahrstrecke mißt 120 000 Kilometer und wird die Mannschaft durch 50 Staaten der Erde führen. Das Reiseprogramm beinhaltet eine Vielzahl von Tests verschiedenster Art und bei unterschiedlichsten Bedingungen, die in keinem Fall in Labors oder auf heimatlichen Teststrecken simuliert werden können. Im Normalleben ist der TATRA 815 (Foto oben) – seit 1983 hergestellt und für eine Belastung bis zu 15,3 Tonnen konstruiert – ein leistungsstarker, geländegängiger Lastkraftwagen, ausgestattet mit Acht-, Zehn- oder Zwölfzylindermotoren, mit zehn Getriebegängen sowie mit Allradantrieb, wobei der Vorderachsenantrieb ausgekuppelt werden kann. Problemlos sind die verschiedenen Ausführungen bei Temperaturen von minus 40 bis plus 40 Grad Celsius einzusetzen, wie Tests in Wüstengebieten, im Hochgebirge und in den strengen Frösten Westsibiriens zuverlässig ergaben. Bei der Spezialausführung „Arktik" wird das Entladen bei Frost noch dank der beheizbaren Kippmulde erleichtert. Von der hohen Lebensdauer der LKW zeugt, daß viele von ihnen über 420 000 Kilometer im normalen Straßenverkehr zurückgelegt haben, ehe eine Generalreparatur erforderlich wurde. Gute Aussichten also für den TATRA 815 GTC, seine Testreise um die Welt erfolgreich durchzustehen.

Antonín Kužma

Kunstkanüle

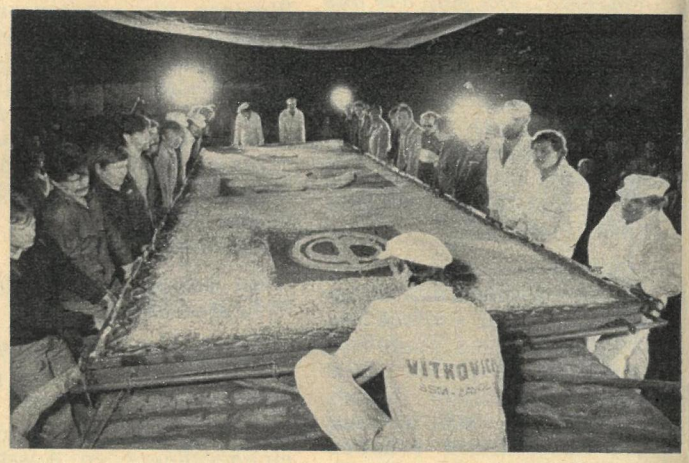
Die oberste Schicht einer alten Ikone aus der Sammlung des Grafen Scheremetjew erhält neuen Glanz. Wie dieses sakrale Tafelbild werden gegenwärtig alle Kunstgegenstände aus dem Scheremetjew-Palast restauriert. Das Haus im Norden der sowjetischen Hauptstadt, in Ostankino, ist eine architektonische Kostbarkeit aus dem 17./18. Jahrhundert: eines der wenigen erhaltenen Bauwerke des russischen Klassizismus. Seit 1919 ist dort ein sehr gefragtes Volkskunstmuseum untergebracht.

Sommersaison

Der nächste Sommer kommt bestimmt! Was man in der warmen Jahreszeit und Badesaison tragen soll, war kürzlich auf der „Kubamoda '86", einem großen internationalen Modesalon, zu bestaunen. Modegestalter aus aller Welt hatten sich in Havanna eingefunden, um ihre neuesten Kreationen für die Frühjahrs- und Sommerkollektiön 1987 mit Schwung zu präsentieren.

Gebäckgigant

Dieser riesige Apfelkuchen, der 21 Quadratmeter mißt und 290 Kilogramm auf die Waage bringt, wurde von jungen Konditoren aus der nordmährischen Stadt Frenštát pod Radhoštěm gebakken. Verarbeitet haben sie dazu unter anderem 73 Kilogramm Mehl, 13 Kilo Margarine und 9,5 Kilo Zucker. Die Mitte des Prunkstücks – eine Friedenstaube, flankiert von Emblemen der Bäcker und Konditoren der ČSSR.



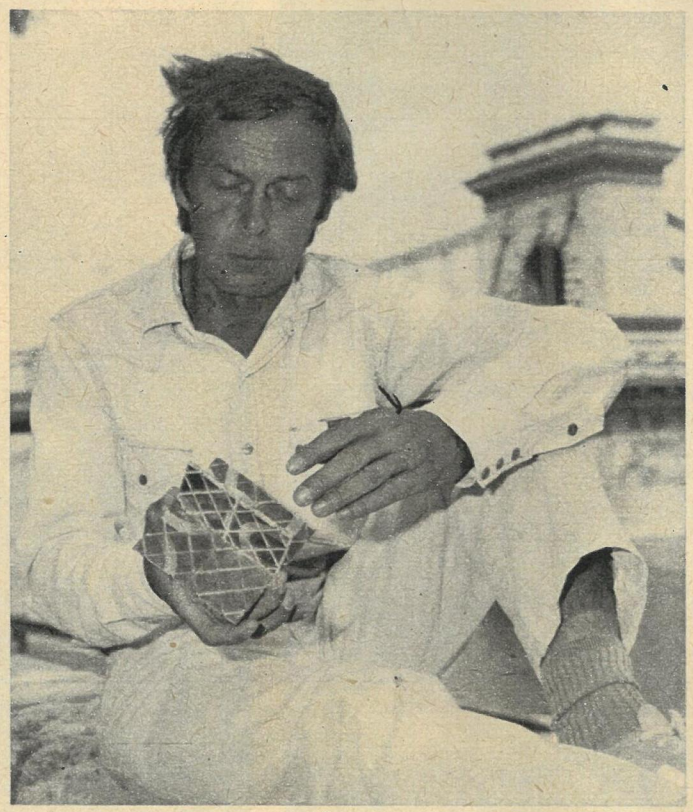
Minimaschinen

Den größten Teil der Freizeit investierten diese jungen Prager „Rennfahrer" in ihr Hobby, ihre Miniautos. Dreimal in der Woche sowie an den Wochenenden treffen sie sich mit Trainer Zdeněk Lexa, um an den motorlosen „Maschinen" zu basteln und sich auf den nächsten Wettkampf vorzubereiten. Neben technischem Wissen, Fertigkeiten gilt es hierbei, besonders die Konzentrationsfähigkeit, Fleiß und Genauigkeit zu entwikkeln, will man beim Rennen vorn mit ins Ziel kommen.

„Drushnaja-1" unversehrt

Über ein grandioses Naturereignis in der Antarktis hatte FREIE WELT Mitte November in Heft 24 berichtet. Vom Antarktik-Eis hatte sich die seit über zehn Jahren auf dem Filchner-Gletscher stationierte sowjetische Saison-Forschungsbasis „Drushnaja-1" abgetrennt. Satellitenfotos sagten aus: Wo einst der Gletscher seine 200 Kilometer lange, 100 Kilometer breite und 300 Meter dicke Eiszunge in die Weddellsee gestreckt hatte, war nur noch ein schroffer Abgrund... Die 32. sowjetische Antarktisexpedition mußte daher – bevor sie von Leningrad aus in See stach – Korrekturen an der Planung vornehmen: Sie sollte „Drushnaja-1" ausfindig machen, die geologischen und geophysikalischen Geräte, Unterkünfte usw. retten und die Station in der Nähe des alten Standortes neu aufbauen. Denn dort, in einer der am schwersten zugänglichen Gebiete der Antarktis, hatten die sowjetischen Poljarniki erfolgreich geforscht, lange bevor amerikanische, westdeutsche und englische Geologen und Geophysiker in der Nachbarschaft aktiv wurden. Und die aktenkundigen Ergebnisse von „Drushnaja-1" sind zukunftsträchtig: Reiche Bodenschätze schlummern in den sedimentären Gesteinsschichten der Weddellsee-Zone, u.a. Öl und Gas. Riesig war daher die Freude im Arktis- und Antarktis-Institut der UdSSR über diese neue Nachricht: Nichts, aber auch gar nichts, ist der Station „Drushnaja-1" passiert! Unterkünfte, Geräte, Sender sind unbeschädigt. Sogar die Rollbahn für die Flugzeuge auf dem Eis ist noch brauchbar. In kollegialer Weise hatte das BRD-Forschungschiff „Polarstern", das die vermißte Station Mitte Dezember entdeckte, Leningrad benachrichtigt. Die gigantische Eistafel war offensichtlich nach dem Abbruch vom Gletscher sanft ins Meer geglitten und hatte sich erst danach in drei Eisberge gespalten. Der Eisberg mit „Drushnaja-1" auf dem Bukkel driftet nicht. Wenn das so bleibt, sollen – nach einer teilweisen Evakuierung – die Erkundungen auf „Drushnaja-1" weitergeführt werden. Sie werden intensiviert durch die Errichtung der neuen Station „Drushnaja-3" auf Kap Norwegen.

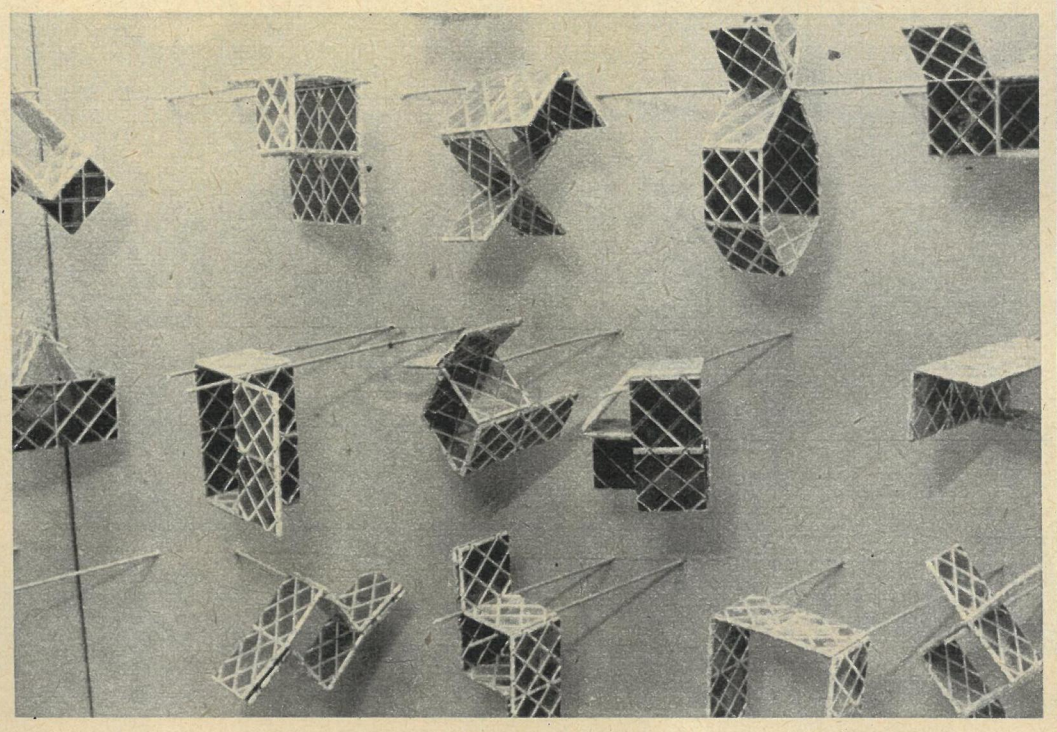
Volker Hempel



Rubiks neue Magic-Manie

Ende der 70er Jahre machte ein Budapester Hochschuldozent die Welt verrückt. Fast hundert Jahre, nachdem der Nordamerikaner Sam Loyd das Fünfzehnerspiel – bei uns als „Schiebemaxe" bekannt – erfand, breitete sich ein neues Denksportspiel aus: Am 30.1. 1975 meldete Ernö Rubik, Professor an der Budapester Hochschule für Angewandte Kunst (Foto oben), seinen „Zauberwürfel" zum Patent an. Es hatte ihn schon lange gewurmt, daß – seiner Ansicht nach – viele der Kunststudenten mangelnde Raumvorstellungen hätten, sich in den Gesetzmäßigkeiten des Raumes nur schwer zurecht fänden. Rubik setzte sich also hin und fabrizierte den „Büvös Kocka", wie er in seiner Muttersprache heißt, der 1978 anläßlich des Internationalen Mathematikerkongresses in Helsinki ans Licht der Öffentlichkeit gelangte und ein weltweites Fieber auslöste. Nicht nur Kinder, auch Erwachsene griffen gierig nach dem dreidimensionalen Logikspiel, das Kreativität weckt und fördert, in hohem Maße das räumliche Vorstellungsvermögen schult. „Das leidenschaftliche Spiel ist für mich das Spiel mit dem Raum, die Suche nach den möglichen Formen des Raumes", sagt Rubik und meint, daß der Zauberwürfel ein „bewundernswertes Beispiel für die exakte Schönheit, für die großartige Reichhaltigkeit der Naturgesetze" sei. Die internationale Presse bezeichnete ihn als „Gordischen Knoten – in einem Würfel", „Alkohol für den Geist", „Hirnkaugummi", „Intellektturnen", auch als „Hungarian Horror", weil er aus dem Spieler einen Besessenen mache, ihm die Gedanken an andere Dinge völlig raube. Amerikanische Psychologen erarbeiteten anhand des Würfels Testfragen für die Berufseignung; Rubik wurde als Stichwort ins Oxforder Englisch-Wörterbuch aufgenommen und der Würfel im New Yorker Museum der Modernen Künste ausgestellt, er inspirierte Dutzende Buchautoren, auch in der DDR. Und jetzt hat Professor Rubik wieder ein Zauberding parat, genannt „Rubiks Magic". Weltpremiere hatte das „Zauberpuzzle" auf der Internationalen Budapester Herbstmesse 1986. Das mysteriöse Etwas besteht diesmal aus acht dünnen, aneinandergrenzenden, ebenen Flächen. Wird jedoch eine von ihnen bewegt, entsteht ein dreidimensionales Objekt, das sich leicht in die verschiedensten Formen verwandeln läßt (Foto unten). Auf den Flächen sind Teilstücke bunter Kreise aufgezeichnet; Aufgabe eines jeden Puzzlers ist es nun, die Anordnung der Teile so zu verändern, daß drei einfarbige Kreise auf den Platten zu sehen sind. Das Spiel zwingt einen förmlich zum Nachdenken, zum Probieren, veranlaßt dazu, die Mannigfaltigkeit der Möglichkeiten abzuwägen und – sich für die richtige zu entscheiden. Eines hat es mit dem Rubik-Würfel gemeinsam: Es läßt einen nicht wieder los. Ob es gleichen Weltruhm erlangen wird, bleibt abzuwarten.

Gaby Wehrmann



● Gut gesagt

Ich möchte ein Gleichgewicht zwischen meiner Arbeit und meinem persönlichen Leben finden, mir einfach dessen sicher sein, daß ich keinen einzigen Tag meines Lebens vergeudet habe.

Hana Zagorová, ČSSR, Sängerin

● Am Rande

In der Stadt Welikije Luki im Gebiet Pskow (RSFSR) ist ein Opernheater für Kinder eröffnet worden. Die Solisten der Bühne sind nicht älter als zehn Jahre und gaben kürzlich ihr Debüt mit der Kinderoper „Gänseschwäne". – Kleine Sänger – große Töne.

● Persönliches

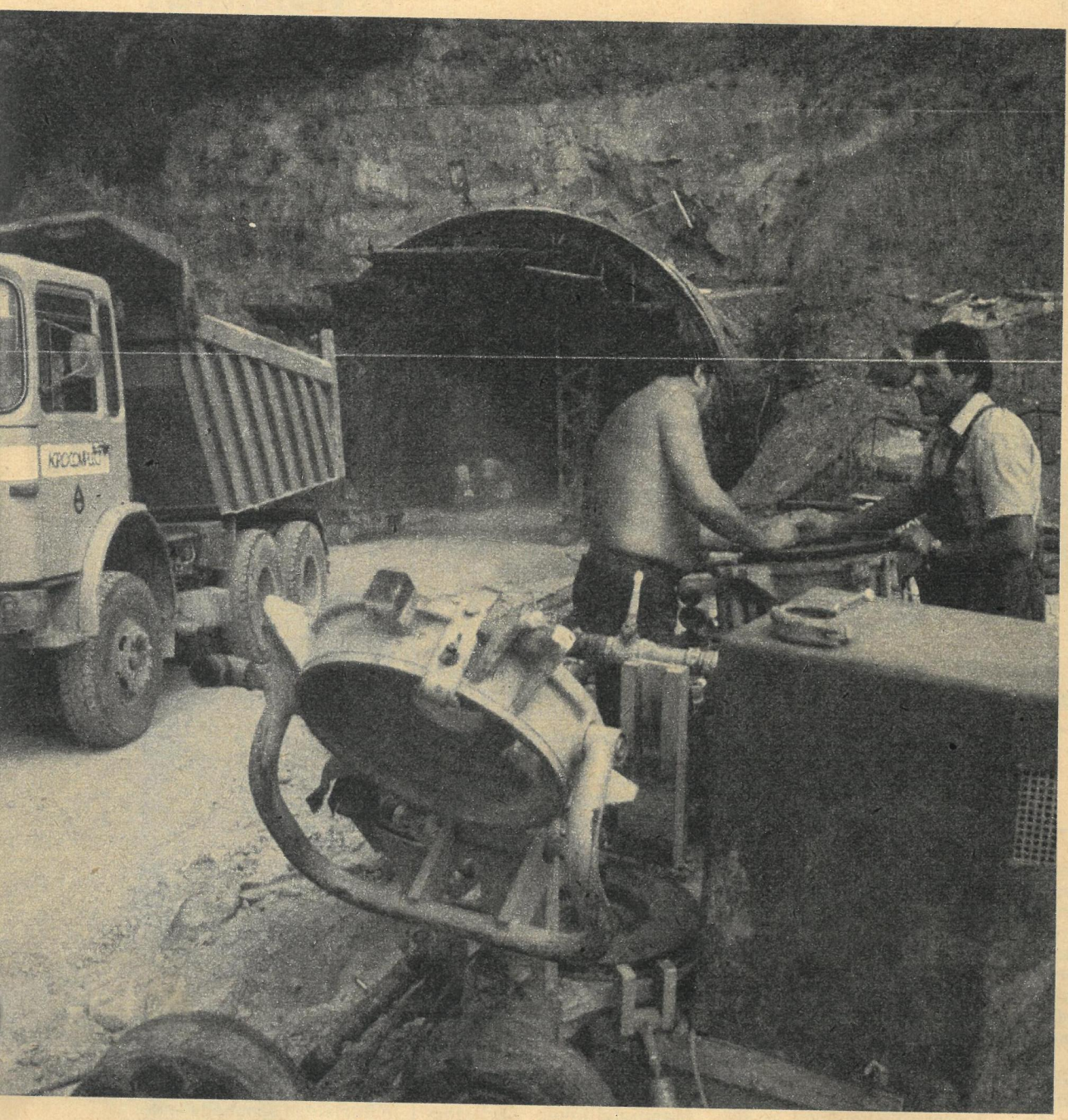
Der frühere Seemann Serban Gheorghiu aus Constanţa in Rumänien sammelte während seiner zahlreichen Seereisen Ansichtskarten von allen Kontinenten der Erde und besitzt heute eine Kollektion von rund 30 000 Exemplaren.

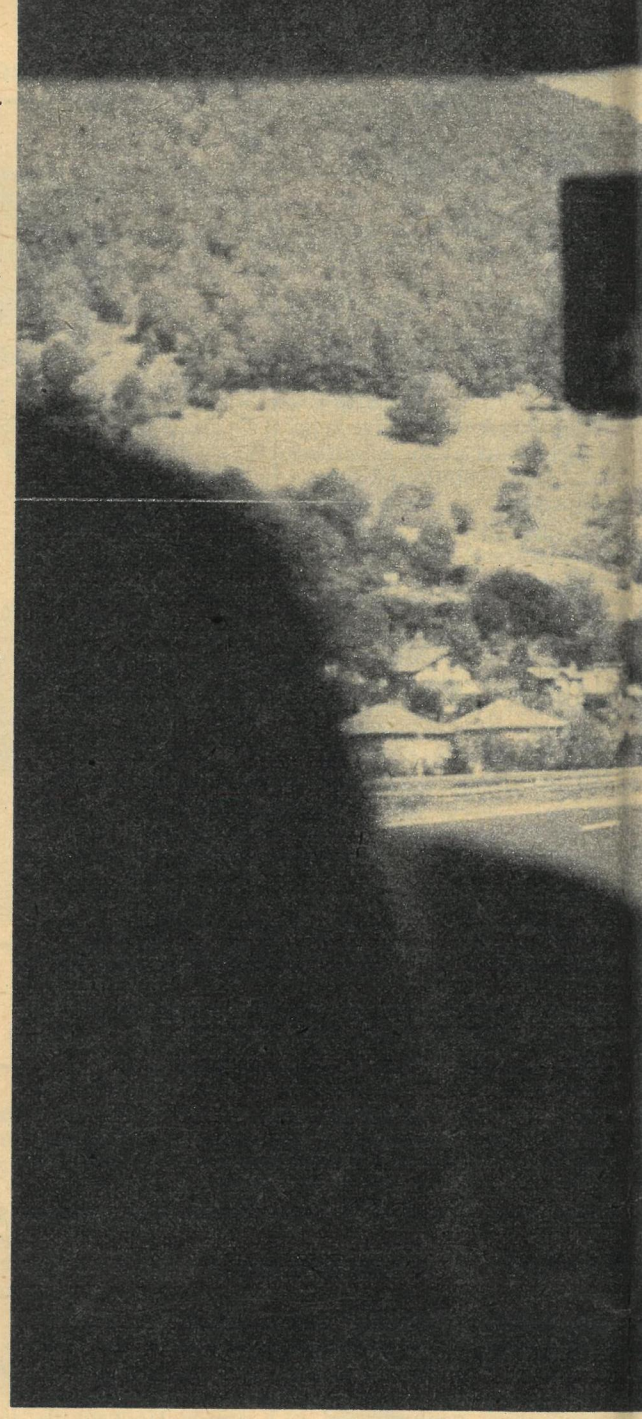
Das Hemdchen, das die vorsorgliche Großmutter ihrem erwarteten Enkel nähte, war dem kleinen Recken, den Nadja Tscherwony im Gebiet Charkow zur Welt brachte, viel zu klein. Das Baby wog sieben Kilogramm und war 78 Zentimeter groß.

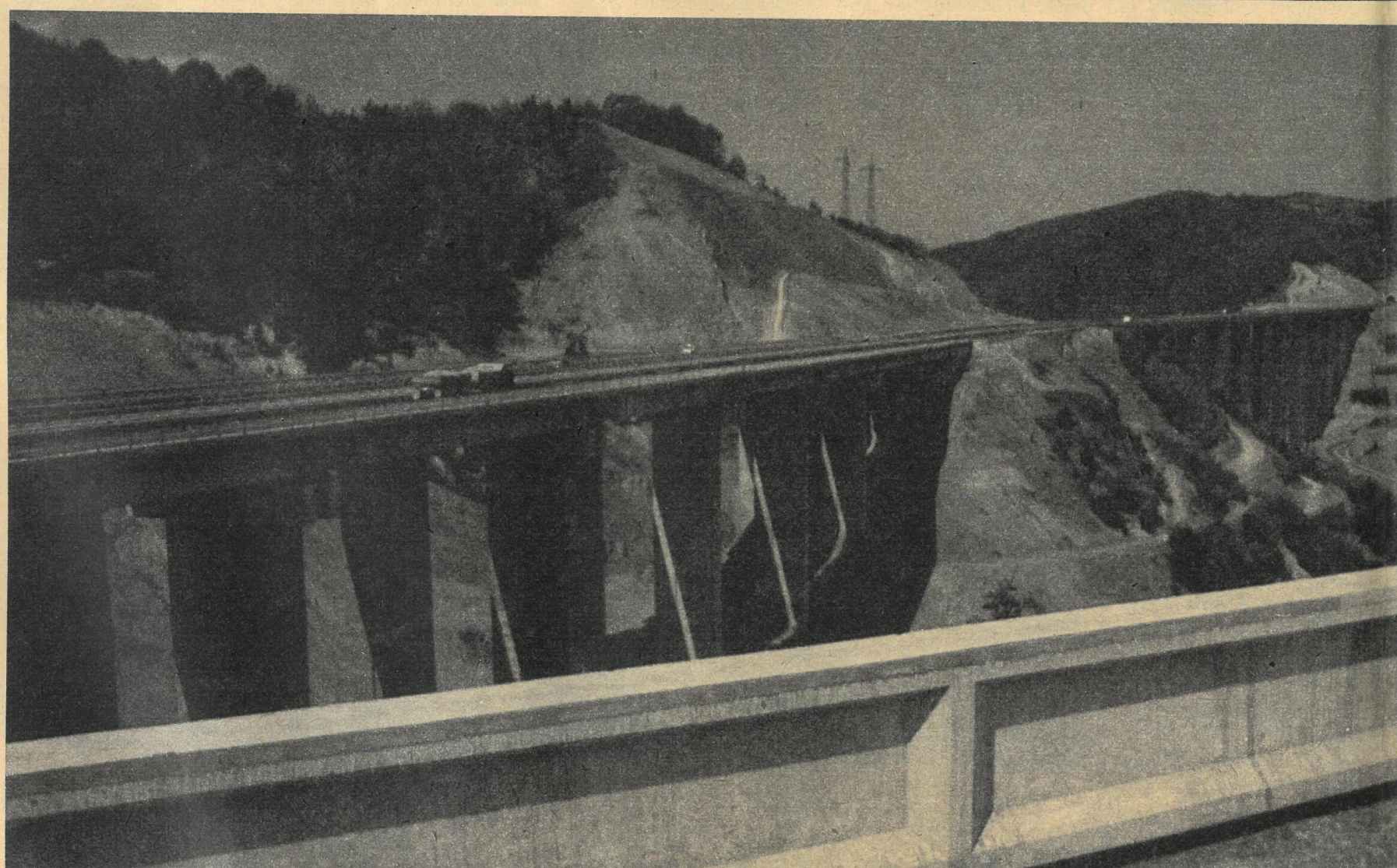
Li Ning, einer der weltbesten Kunstturner, fünffacher Weltmeister und Träger von drei olympischen Goldmedaillen, ist zugleich ein in China anerkannter Sänger und trägt sich mit dem Gedanken, Schauspieler zu werden.

Eine kunstvolle Freizeitbeschäftigung betreibt der ungarische Traktorist László Gyulai. Aus feinem, aber stabilem Leder knüpft und flechtet er wunderschönes Zaumzeug, das besonders bei den Pferdehirten der Pußta sehr gefragt ist.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: A. Paszkowiak, MOTOKOV, TASS, Prensa Latina, TASS/Jaszina, ČTK/Berger, Hajský, MTI/Honéczy, Manek. Vignette: D. Schüler.







Über Bergschluchten und den Kamm des Balkangebirges mit 100 „Sachen“: FREIE-WELT-Reporter erlebten eine Premierenfahrt auf einem „dramatischen“ Abschnitt der Autobahn „Haemus“.

PASS durch die Wolken

Hoch über den Dunst des sonnigen Herbsttages ragt in der Ferne das dunkle Massiv des Balkans, gleich einer aufziehenden, drohenden Wolkenwand. Einige Fahrminuten hinter Sofias Stadtring teilt sich das schwarze Asphaltband der Straße, die ost- und nordwärts ins Land führt, im spitzen Winkel. Der Fahrer lenkt den roten Lada, in dem wir fahren, in Richtung zum Gebirge, dem die Römer den Namen Haemus gaben, von den Bulgaren Stara Planina (Altes Gebirge) genannt…

Den Blicken nah, zeigen sich die Silhouetten der Hochöfen und Essen des Hüttenkombinates Kremikowzi; weißer und grauer Rauch steigt von ihnen auf, verweht in der Höhe. Über die Straße spannen sich dicke Drähte einer Energie-Fernleitung…

Die zweibahnige Straße gleitet auseinander – ihre Bögen nach links und rechts umschließen ein Dorf namens Jana. Dena Palankowa, die vorn im Wagen sitzt, macht uns darauf aufmerksam, daß wir uns dem bereits fertiggestellten Teilstück des Autobahnzubringers nähern. „Er wird nördlich an Jana vorbeiführen. Wir bauen ihn nächstens in Richtung nach Sofia weiter – bis zum Stadtring.“ Die Diplom-Ingenieurin, eine Frau Mitte Vierzig, vollschlank, resolut, doch zugleich mit einer fraulich warmen, weichen Stimme, kennt auf der Strecke, die das Gebirge überwindet, buchstäblich jeden Meter. Sie hat die Trasse mitprojektiert, leitet deren Bau als Projektchef der „Haemus“-Magistrale, die den Nordteil des später rund 1000 Kilometer langen Autobahnringes bilden wird. Dieser Ring gewinnt zusehends Konturen. Um das Jahr 2000 soll er sich schließen: Jahrhundertbau der 35 000 bulgarischen Straßen- und Autobahnbauer. Auf dem Südabschnitt, der „Thrakia“-Magistrale (Sofia–Burgas, rund 360 Kilometer), wurde beim Kilometer 122 inzwischen die Messe- und Industriestadt Plowdiw erreicht. „Rechnet man nur nach Kilometern, dann nähme sich unsere Leistung geringer aus“, sagt Dena Palankowa. „Aber wir hatten es sehr viel schwerer. Unsere 45 Kilometer von Jana bis Prawez waren der schwierigste Bauabschnitt auf dem gesamten Ring…“

Passage des Passes – durch den Berg

Der Fahrer läßt den Lada-Motor

PASS durch die Wolken

Die Projektchefin: Dipl.-Ing Dena Palankowa (links). Gedenkstein am Kilometer Null der „Haemus"-Magistrale (unten). Brückenträger als Aussichtsplattform (rechts). Bagger und Planierraupen bahnen der weiteren Trasse den Weg (Foto rechts unten).

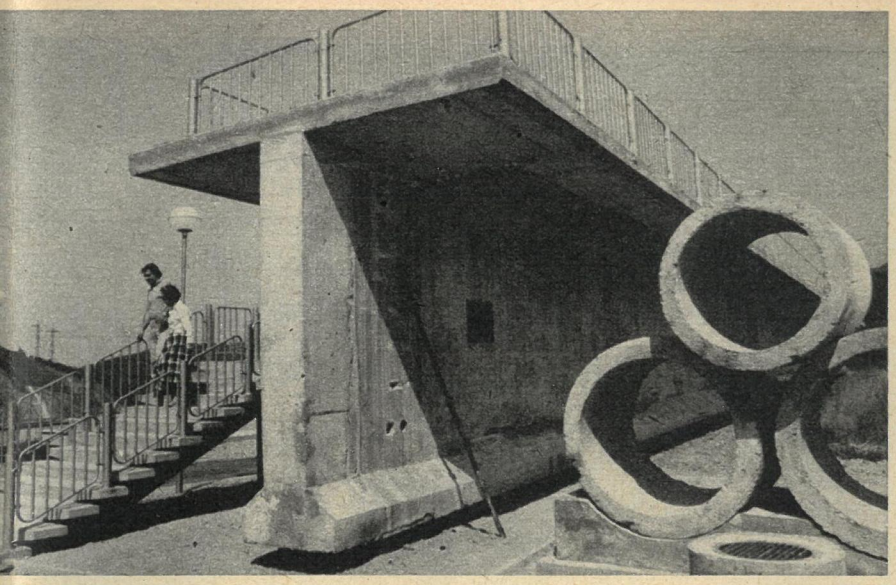
kräftig das Gaspedal spüren... Ein großer, hellgrauer Sandsteinquader auf dem Mittelstreifen zwischen den dreispurigen Fahrbahnen huscht am Auge vorüber. Er markiert den Kilometer Null der „Haemus"-Magistrale, symbolisiert den Punkt, an dem vor zwölf Jahren der „erste Spatenstich" vollzogen wurde. Damals, an jenem 4. Oktober 1974, stand Dena Palankowa mit in der Runde: Sie hatte durch zehn Jahre viele neue Straßen kreuz und quer im Land mitprojektiert. Nun wurde sie damit betraut, Projektierung und Bau der „Haemus"-Trasse zu leiten. Eine zu schwere Bürde für eine Frau, Mutter von zwei Kindern? „Wenn man jung ist, ist man mutig!" sagt Frau Palankowa, und sie lächelt vielsagend dabei...

Der Wagen rollt über eine Brücke, die sich – zweifach gekrümmt – über einen weiten Hügeleinschnitt schwingt. „Dieser Viadukt, noch auf dem ersten Kilometer der Autobahn, war unser Gesellenstück", erzählt die Projektchefin. Die Brücke ist mehr als fünfhundert Meter lang, rund fünfzig Meter hoch. Wir erfahren, worin die Herausforderung an Projektanten und Bauleute bestand: „Sehen Sie, zuerst geht es in eine Rechtskurve, danach in eine Linkskurve. Das Baugelände und die Bebauung im Tal zwangen uns, der Brücke auch diese Form zu geben. Sonst hätten wir dort unten im Tal viele Häuser des Dorfes abreißen müssen." Das Dorf im Flußgrund ist Jordankino. Von der Höhe der Brücke wirken seine weißgeputzten, rotgedeckten Häuser spielzeugklein.

Die Piste der Autobahn neigt sich im weitausholenden Bogen talwärts. Schräghängende Bergwälder zu beiden Seiten: das Gebirge öffnet sich. Dieser Anblick erweckt den Eindruck, als hätte Vater Balkan für die Bauleute seine Arme weit ausgebreitet. „Nein", widerspricht unsere Begleiterin, „das Gebirge hat uns nirgendwo mit offenen Armen empfangen. Je weiter, je höher wir vordrangen, um so schwerer machten es uns die Berge. Der Balkan wehrte sich ... mit Steinschlag und Bergrutschen, mit Wasseradern, verborgenen Wasserkavernen und Geröll-Linsen. Wir hatten uns erstmals der Kosmos- und Luftbildfotografie bedient, um die ideale Trasse durchs Gebirge zu finden. Aber solche Überraschungen waren nicht vorauszusehen..." Sechzehn Brücken, zwei längere Überführungen sowie drei Tunnel, insgesamt 6,2 Kilometer Ingenieurbauten mußten die Bauleute auf der Strecke errichten, überdies den Eleschniza-Bergfluß teilweise in ein neues Betonbett umleiten. Zwischen den Autobahn-Kilometern 26 und 31 – beim 1000 Meter hohen Witinja-Paß – hatten ihnen die Berge das Allerhöchste abverlangt...

Immer mal wieder zeigt sich, wechselnd neben, ober- und unterhalb der neuen Autobahn, die alte Paßstraße; sie windet und krümmt sich durchs Gebirge. Wir kennen sie, sind in der Vergangenheit oft über sie gefahren. Und jedesmal über den Witinja-Paß: steile Anstiege, abschüssige Gefälle. Unmittelbar am Paß Serpentine um Serpentine. Mehr als hundert enge, vielfach gefährliche Kurven über schroffen Abgründen – vor allem für die Männer am Lenkrad der Schwerlast-Ferntransporter: ein wahrer „Golgathaweg" durch den Balkan! Erst recht, wenn die Paßhöhen – durchs Wetter bestimmt – inmitten oder über den Wolken liegen. 17 000 Fahrzeuge, davon jedes dritte ein „schwerer Brummer", quälten sich Tag für Tag über den Paß. Würde an jeder Pannen- und Unfallstelle ein Stein stehen, wären die Straßenränder mit Steinen besät. Frau Palankowa aber sagt mit Genugtuung, daß auf der neuen Magistrale kein Anstieg, kein Gefälle 4,6 Prozent übersteigt. Extrem wenig, angesichts der tiefen Schluchten und Täler zwischen den Hängen und Bergvorsprüngen. Plötzlich scheint sich uns eine kahle, zerklüftete Felswand quer in den Weg zu stellen. Beim Näherkommen erkennen wir zwei halbrunde Öffnungen im Berg – die beiden Röhren des Witinja-Tunnels. Der Fahrer verlangsamt die Fahrt. Schroff ist der Wechsel aus dem grellen Sonnenlicht ins Dunkle des Tunnels – für einen Lidschlag die reinste Finsternis. Erst dann gewahren wir die Batterien von Neonstäben an Tunnel-

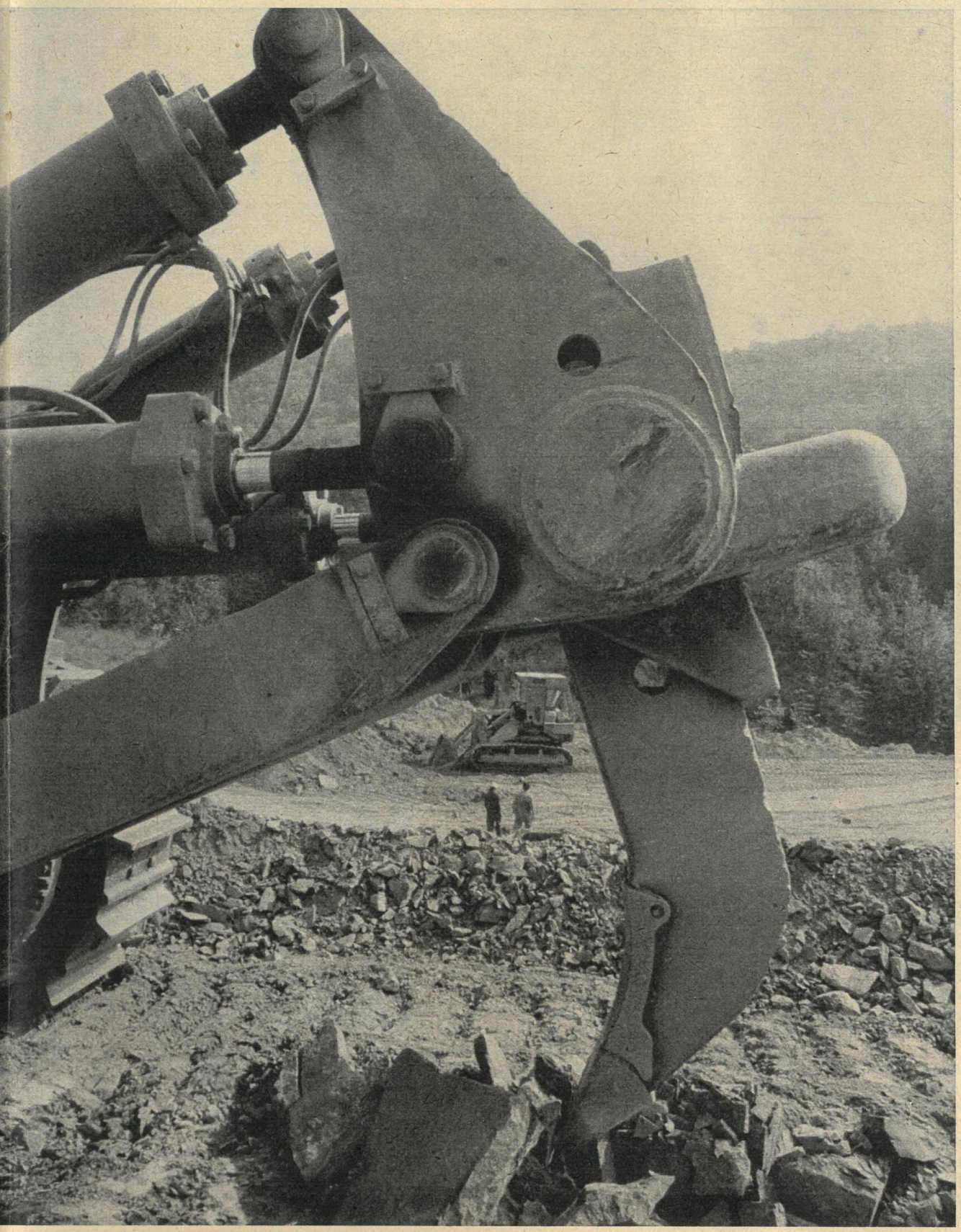
Karte: Jochen Arfert



wänden und Tunneldecke. Reichlich eine Minute dauert die Durchfahrt. Oben, auf der Paßstraße, hätten wir wenigstens zwanzigmal soviel Zeit gebraucht, um „übern Berg“ zu kommen…

Brücken-Dreisprung übers Bebresch-Tal

Ende des Tunnels – wieder ein sanfter Bogen, noch ein Viadukt… Wo sich die Autobahnbauer mit Dynamit ihren Weg bahnten, zeigen sich nackte Felsen; sie schimmern in wechselnden Farben – von Kalkgrau über Gelbbraun bis Schwarz. Das Gestein ist geradezu konfus, zumeist in gegenläufigen Schichten gelagert. „Das Balkangebirge war in erdgeschichtlicher Zeit zweimal der Boden eines Urmeeres. Im Verlauf von Jahrmillionen hob und senkte es sich, wurden die Berge gepreßt und gefaltet. Darum ist das ganze Gebirge – wie die Geologen sagen – sehr instabil“, erklärt Frau Palankowa, als der Lada auf einer Parkfläche ausrollt. Eine langgestreckte, reichlich zweimannshohe Stahlbetonkonstruktion verdeckt zunächst jede Sicht. Der Betonkoloß ähnelt einem gigantischen Brückenträger. „Es ist tatsächlich einer der Doppel-T-Träger, mit denen die großen Viadukte gebaut wurden“, bestätigt uns die Projektantin. „Dieser hier war bei der Vorbereitung zur Montage beschädigt worden, genügte nicht mehr den strengen Qualitätsnormen. Deshalb legten wir ihn beiseite… Als die Brükken fertig waren, kam jemand auf die Idee, ihn zu lassen, wo er ist – als Anschauungsmodell für alle, die vorbeifahren“, berichtet sie. Wir steigen mit ihr die Treppen zur Aussichtsplattform hoch, lesen auf einer Bronzetafel, daß jeder dieser Träger 58 Meter lang und 220 Tonnen schwer ist… Von oben haben wir alles im Blick: die breite Piste und die hohen Berge ringsum. Im Brücken-Dreisprung haben die Bauleute die Schluchten und den Kessel des Bebresch-Tals überwunden. Der längste Viadukt in diesem System ist zugleich die höchste Brücke auf der Balkanhalbinsel: 749 Meter lang, führt sie die Autobahn-Piste in 125 Meter Höhe über das Tal…



Für einen Augenblick sind wir alle von dem imposanten Anblick bezwungen – auch die Frau, die hier das eigene Werk vor Augen hat. Sogleich aber wendet sie sich profaneren Dingen zu: „Der gesamte Bauabschnitt der ‚Haemus‘-Magistrale bis Prawez wird bereits während eines Jahrzehnts die beträchtlichen Kosten amortisieren… Die Fahrzeit von Sofia verringert sich um mehr als die Hälfte, von eindreiviertel Stunden auf vierzig, fünfzig Minuten. Man hat ausgerechnet, daß dadurch pro Jahr allein 10 000 Tonnen an Treibstoff gespart werden. Die Gebirgsfahrt birgt außerdem kaum noch ein Risiko in sich, der Verschleiß an den Fahrzeugen wird um vieles geringer. Nun bauen wir hinter Prawez weiter…“ Was dort entsteht, hat uns Dena Palankowa gleichfalls gezeigt: den Vortrieb des Etschenischka-(Gerstenbach-)Tunnels, die Bauvorbereitungen für zwei weitere große, jeweils rund 800 Meter lange Brükken und fünf kleinere sowie die Erdschneise durch Felsen und Mergel Richtung Jablaniza. Die künftige „Haemus“-Magistrale wird die Distanz zwischen Sofia und der Schwarzmeerküste bei Warna um rund 65 Kilometer, die Fahrzeit von neun bis zehn Stunden auf weniger als fünf Stunden verkürzen. Darin liegt, volkswirtschaftlich gesehen, ihr Haupteffekt…

Helmuth Pelzer (Text)
Alfred Paszkowiak (Fotos)

Vilnius - Bilder aus meiner Stadt

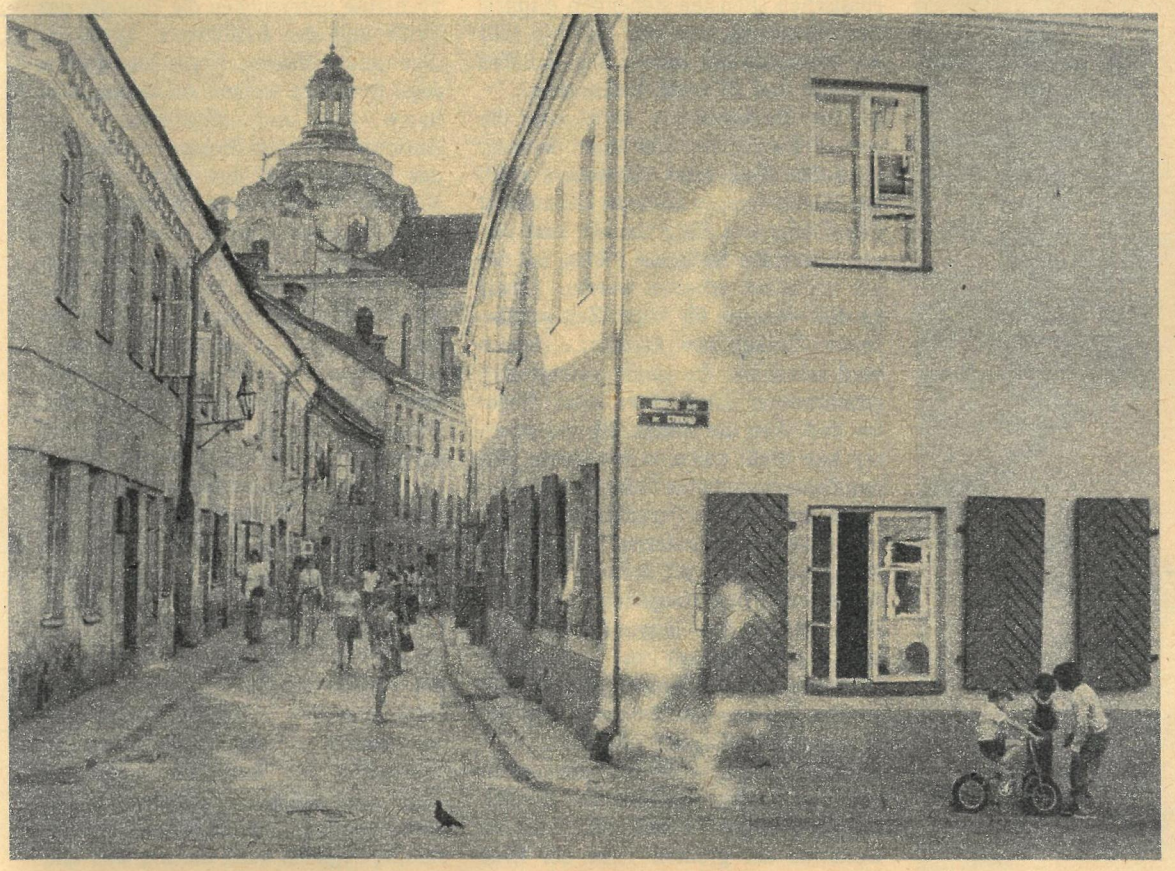
Schon heute an den Sommerurlaub denken, rät der Schriftsteller Vytautas Petkevichius und lädt in seine gastliche Stadt ein.

Das erste Mal nach Vilnius gekommen, stieg ich auf den inmitten der Stadt sich erhebenden Gediminas-Berg, auf den Wachturm des alten Schlosses und schaute mich um. Die Stadt lag wie ein Spielzeug vor mir, und ich entschied mich, einen Bummel durch ihre Straßen zu machen. Dies wurde mir zur Gewohnheit. Inzwischen kenne ich die Stadt wie meine Westentasche. Dennoch finde ich immer wieder Neues. Jetzt kann ich in Gedanken gar einen Stadtbummel machen, vor dem einen oder anderen Gebäude stehenbleiben, mich auf Details besinnen, vergleichen. Vilnius kenne ich von vielen alten Stichen, ich habe es unversehrt vor dem Krieg und später in Trümmern gesehen. Gemeinsam haben wir die Stadt wieder aufgebaut, zum Leben neu erweckt.

In Vilnius war es einst üblich, nicht nur sehr verschiedenartige Häuser zu bauen, sondern auch die Straßen unterschiedlich zu pflastern. Deshalb wohl weiß ich stets, auf welcher Straße ich stehe. Wenn die Pflastersteine rechteckig und dunkel sind, dann bin ich gewiß, das ist der Gediminas-Platz. Sind sie aber quadratisch und in weitläufigen Bögen angelegt, dann ist es die Komjaunimo-Straße. Auch gibt es in Vilnius grau, grün und weiß gepflasterte Straßen. Im Mittelalter mußte jeder, der die Stadt betreten wollte, einen Stein, so groß wie ein Hammelkopf, beisteuern.

Wenn Sie genug Zeit haben, gehen Sie langsam zu Fuß durch die Stadt. Viele der schmalen Vilniuser Gassen sind für den Autoverkehr gesperrt. Man sagt, daß die Bewohner des alten Vilnius Zugluft fürchteten, deshalb bauten sie so schmale und krumme Gassen.

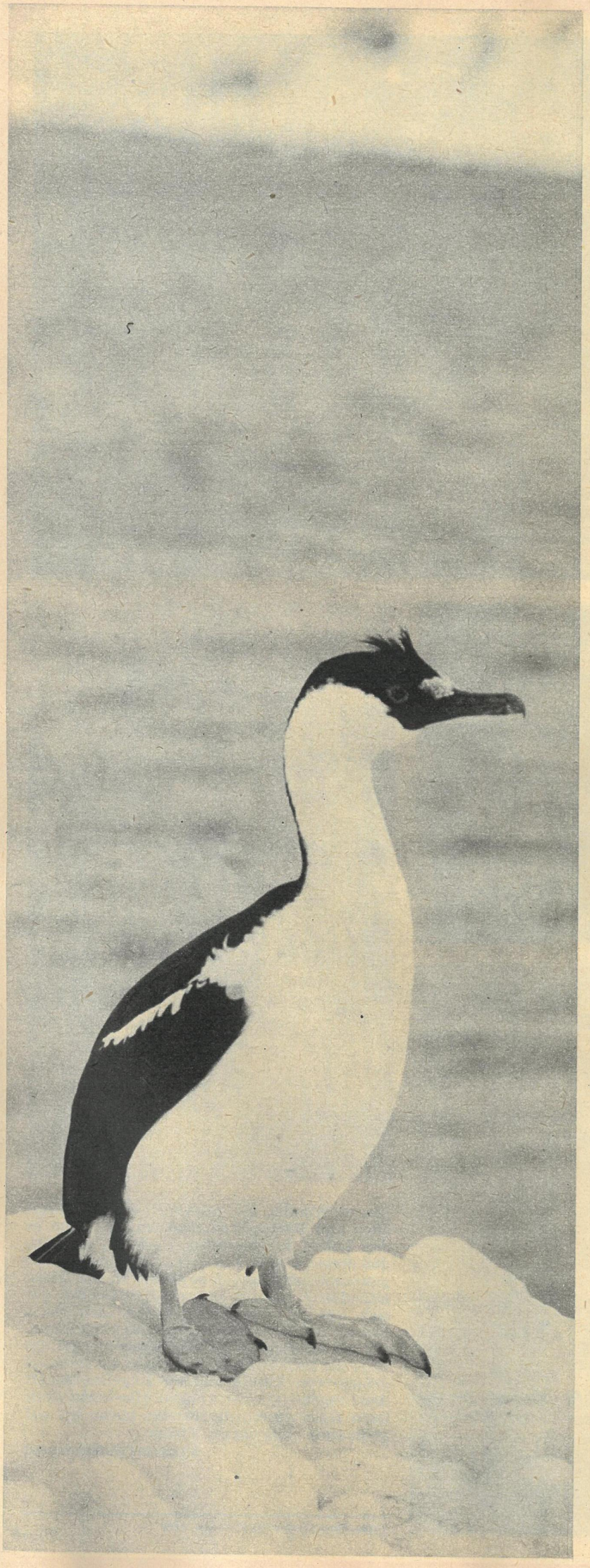
Wenn der Abend hereinbricht, ertönt in der Altstadt eine Art architektonischer Musik. Ich schließe die Augen, atme tief ein und lausche dem Rhythmus der Stadt. An den Geräuschen höre ich, wo der Bahnhof liegt, der Park oder der Fluß. Ganz in der Nähe läutet melodisch die Türglocke der Bereitschaftsapotheke, in deren Fenster seit Menschengedenken ein weißer Schwan „schwimmt". Etwas weiter weg ziehen sich die Hügel an der Vilnjale entlang. Es sieht so aus, als wäre alles in das stürmisch dahinfließende Wasser getaucht, alles funkelt und blitzt. Und in diesem Halbdunkel, im roten und grünen Scheinwerferlicht steht erhaben ein fili-



granes Wunder, die St.-Annen-Kirche. Türmchen und Turmspitzen scheinen gleichsam in den Lüften zu schweben. Kaum zu glauben, daß dieses Wunder vor vier Jahrhunderten aus gewöhnlichem Backstein gebaut wurde. Menschenhände formten auch die neue Brücke, die sich wie ein weißer Bogen über den Neris spannt. Ihre einzelnen Teile wurden mit einem speziell entwickelten Kleber zusammengefügt. Über die Brücke führt der Weg in die Neubaugebiete von Vilnius, die die Hügellandschaft der Umgebung besetzt haben. Hier steht auch mein Haus. Durch das Fenster blicke ich auf mein altes, ewig junges Vilnius.

Vytautas Petkevichius

Fotos: Peter Meißner (4), A. Sutkus, APN



Auf den Spuren von Blauaugenscharbe (links) und Adeliepinguin (rechts, mit Jungen). Nicht ungefährliche Bootstouren und anstrengende Kletterpartien wollen bewältigt sein, doch die Begegnung mit der unberührten Natur entschädigt für alle Strapazen arbeitsreicher Sommerwochen.

Endlich am Ziel. Nach fünfwöchiger Reise erhebt sich vor uns die Antarktisinsel King George, eine Insel der Südshetlands, 900 km von der Südspitze Südamerikas entfernt. Langsam fährt unser Schiff in die Ardleybucht ein. Mit der aufgehenden Sonne lichtet sich der Nebel. Eine phantastische Kulisse wird sichtbar. Wie bunte Farbtupfer im Weiß und Braun der Landschaft die Gebäude der sowjetischen Antarktisstation Bellingshausen. Die 1968 gegründete Station erhielt ihren Namen nach dem in russischen Diensten stehenden Admiral Bellingshausen, der von 1819 bis 1821 die Antarktis mit seinen Segelschiffen „Mirny" und „Wostok" umrundete.

An der Backbordseite steigt eine düstere Felswand aus dem Meer, dahinter wird das Weiß eines Gletschers sichtbar. Nicht weniger als neun Zehntel der Oberfläche von King George sind vergletschert; die Halbinsel Fildes, auf der wir vor allem arbeiten werden, gehört zu den wenigen für kurze Zeit schneefreien Flecken des Eilands... Steuerbord sehen wir die sanft ansteigenden grünbraunen Hügel einer Insel. Flechten bedecken die Hänge. Bäume wachsen hier nicht mehr, selbst kleine Blütenpflanzen sind eine Seltenheit.

Diese Insel ist ein Paradies der Pinguine. Ihnen und anderen Vögeln, wie auch den Robben, gilt unser besonderes Augenmerk. Ihre Hauptnahrung ist der Krill, ein etwa 6 cm langes Leuchtkrebschen. Krill kommt in ungeheuren Schwärmen im Südpolarmeer vor. Man schätzt die gesamte Biomasse der Region auf 500 Millionen Tonnen.

Noch vor wenigen Jahrzehnten gehörten die großen Bartenwale zu den Hauptverbrauchern des Krills. Doch die Bestände der größten Tiere der Erde haben durch ihre rücksichtslose Bejagung stark gelitten; so vermutet man, daß heute ein „Überschuß" an Krill vorhanden ist. Versuche sind im Gange, Projekte werden entworfen, diese antarktische Eiweißquelle für die Ernährung des Menschen zu nutzen. Wir als Biologen wissen andererseits, daß ein Eingriff in das störanfällige Ökosystem verheerende Auswirkungen haben kann. Es gilt also erst zu klären, wieviel Krill man abfischen darf, ohne die Bestände der davon abhängigen Vögel, Robben und Wale zu gefährden.

Fachleute untersuchen die Biologie des Krills und der Krillfresser, bevor sie den unscheinbaren Krebs zur großen Jagd freigeben wollen. An diesem Vorhaben, dem umfangreichsten in der Antarktis, arbeiten Biologen vieler Länder im Rahmen des internationalen BIOMASS-Programms. BIOMASS ist die – doppelsinnige – Abkürzung für „Biologische Untersuchungen der marinen antarktischen Systeme und Bestände". Seit 1979 beteiligen sich daran auch Biologen aus der DDR, Koordinatoren unserer Forschungstätigkeit sind zwei Einrichtungen der Akademie der Wissenschaften der DDR: das Zentralinstitut für Physik der Erde in Potsdam und die Forschungsstelle für Wirbeltierforschung (im Tierpark Berlin). Mit der 29. Sowjetischen Antarktisexpedition war die Reihe an uns dreien: Martin Kaiser, Berlin; Axel Gebauer, Görlitz, und Hans-Ulrich Peter, Jena.

Es ist die Aufgabe der einander ablösenden DDR-Biologen, in einem etwa 200 km² großen Gebiet Vögel und Robben, vor allem deren Brutkolonien und Wurfplätze, zu kartieren sowie die Jung- und Alttiere zu zählen. Es geht dabei um die Zu- oder Abnahme der Bestände, zugleich auch darum, was und wieviel (Krill) diese Arten fressen.

Guten Tag, Antarktis...!

Zum dritten Mal im Rahmen der bereits traditionellen deutsch-sowjetischen Forschungskooperation in der Antarktis überwinterten Biologen aus der DDR auf dem sechsten Kontinent. 14 000 Kilometer von Mitteleuropa entfernt, verbrachten sie fünfzehn Monate in der sowjetischen Station Bellingshausen. Über Beobachtungen der Tierwelt und das Zusammenwirken der Wissenschaftler berichtet Dr. Hans-Ulrich Peter (Bild und Text).

Guten Tag, Antarktis ...!

Im kurzen antarktischen Sommer steigen die Temperaturen nur wenig über den Gefrierpunkt. Sonnenschein ist selten, Sturm um so häufiger. Einige Kilometer von der Station entfernt erreichen wir die ersten Pinguinkolonien. Schon vor drei Monaten sind die Adeliepinguine von ihrer großen Wanderung zurückgekehrt. Sie verbringen alljährlich den Winter im Meer. Die kräftigen flossenartigen „Flügel" als Antrieb, die dicke wärmeisolierende Fettschicht und das wasserdichte Gefieder ermöglichen ihnen den Aufenthalt im eisigen antarktischen Ozean. Im Oktober erscheinen die ersten Adelies im noch verschneiten Brutgebiet. Auf kleinen Hügeln wird dort, wo der Schnee zuerst fortschmilzt, aus Hunderten Steinchen das Nest gebaut. Abwechselnd bebrüten Männchen und Weibchen über einen Monat lang die beiden Eier.

Eltern im Frack

Nicht selten werden die Nester durch Schneestürme zugeweht, so daß nur noch ein Schnabel aus dem Weiß herausragt. Jetzt, Anfang Januar, haben die Gesellen im Frack schon Nachwuchs. In den meisten Nestern finden wir ein oder zwei grauschwarze Wollknäuel, sorgsam behütet von einem Elternteil, während der andere ständig neue Krillportionen für die ewig hungrigen Jungen heranbringt. – Genau die richtige Zeit, um Nester und Jungvögel zu zählen. Wir stellen fest, daß im Bereich der Südshetlands die Gesamtzahl der Pinguine deutlich gestiegen ist, ein Hinweis auf reichliches Nahrungsangebot aus dem Meer.

Da – große Aufregung am Rande der Kolonie! Ein Pinguin hatte sich für Sekunden von seinem Jungen entfernt. Diesen Augenblick nutzt ein bussardgroßer brauner Vogel und trägt das Küken weg. Jetzt erkennen wir ihn: Eine Große Raubmöwe oder Skua ist der Räuber. Eier, unbewachte Jungvögel, aber auch verletzte und kranke Tiere fallen ihm zum Opfer. Streitsüchtig hüten die Paare ihr Revier.

Die Skuas haben ganz in der Nähe ihr Nest. Das Männchen sitzt auf einem flechtenbewachsenen Steinbrocken und fliegt auf, als wir uns nähern. Aufgeregt rufend werden die Eindringlinge umkreist. Je näher wir kommen, desto lauter werden die Rufe. Plötzlich eine Attacke im Sturzflug. Ich erhalte einen Schlag vor den Kopf, und meine Mütze ist die „Beute" der Skua (sie läßt das gute Stück erst außerhalb unserer Sichtweite fallen). Wir nutzen diese Angriffslust, um Altvögel zu fangen. Ein superleichter Kescher wird dem zustoßenden Vogel blitzschnell vorgehalten. Auf solche Weise fangen und beringen wir in einem Jahr mehr als 200 Altvögel, dazu kommen noch 300 Küken. Wir erkennen „unsere" Vögel noch Monate später, weil wir sie nicht nur mit einem Aluminiumring der Vogelwarte Hiddensee, sondern auch einem Plastring mit zwei Buchstaben versehen haben. So ist jeder Vogel schon von weitem individuell zu unterscheiden.

Unter dem Polarlicht

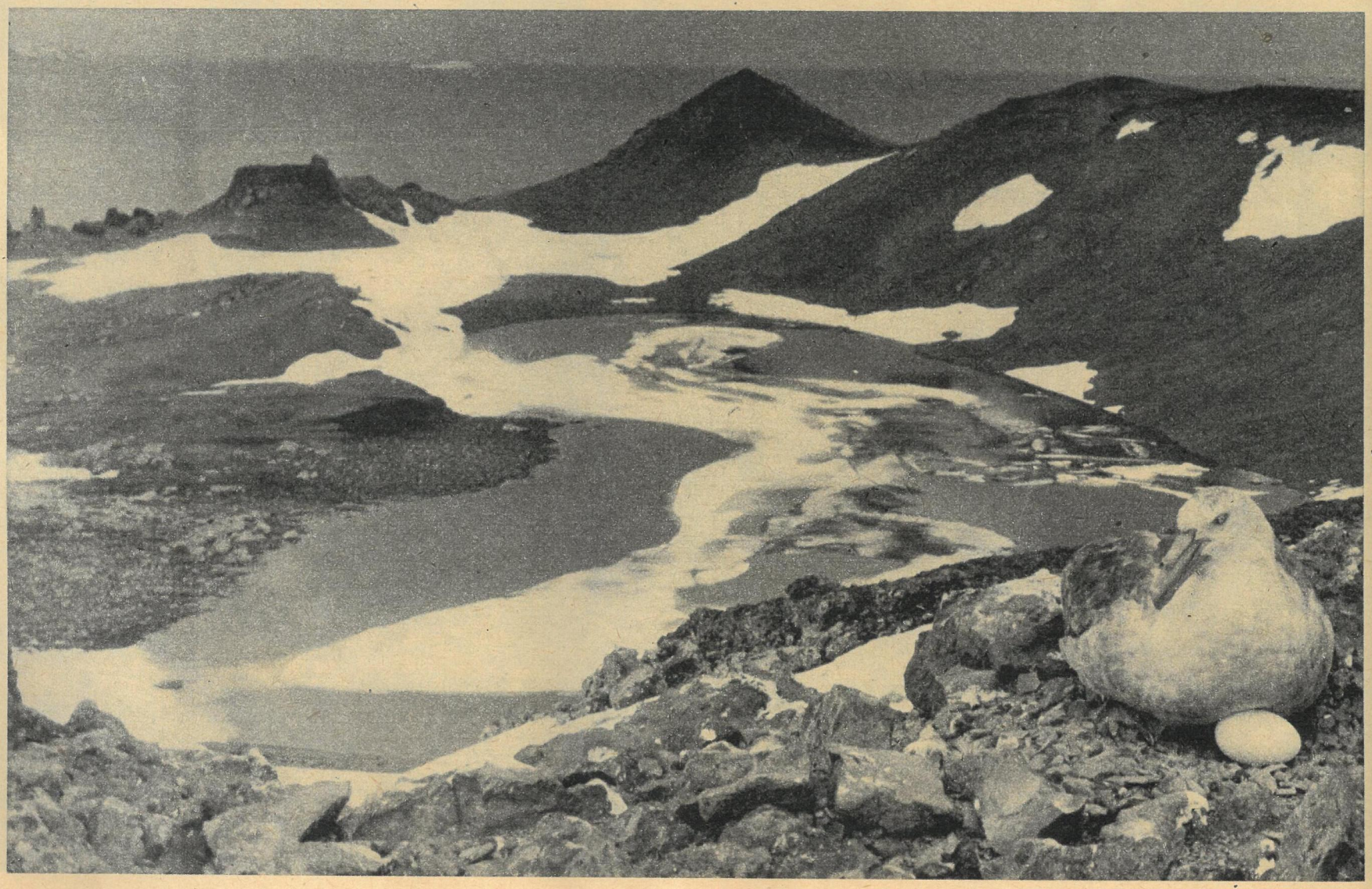
Tagelang heulte der Sturm. Es war kaum möglich, einen Fuß vor die „Haustür" zu setzen. Inzwischen aber scheint wieder die Sonne (was auf King George auch im Sommer nur selten der Fall ist). Nun können wir die geplante Bootsfahrt in Angriff nehmen. Kontrolle und Beringung von Riesensturmvögeln, der größten flugfähigen Vögel unseres Erkundungsgebietes, steht auf dem Programm. Wir wollen sehen, ob sich ihre Zahl im Vergleich zu den Vorjahren verändert hat. Zuerst melden wir uns bei Dr. Oleg Nikolajewitsch Struin, dem Stationsleiter, ab. So verlangen es die Sicherheitsbestimmungen in der Antarktis. Wir hinterlassen unsere Route, die Zeiten für den Funkkontakt und den Termin der Rückkehr. Falls wir nicht pünktlich erscheinen, würde eine Rettungsaktion ausgelöst.

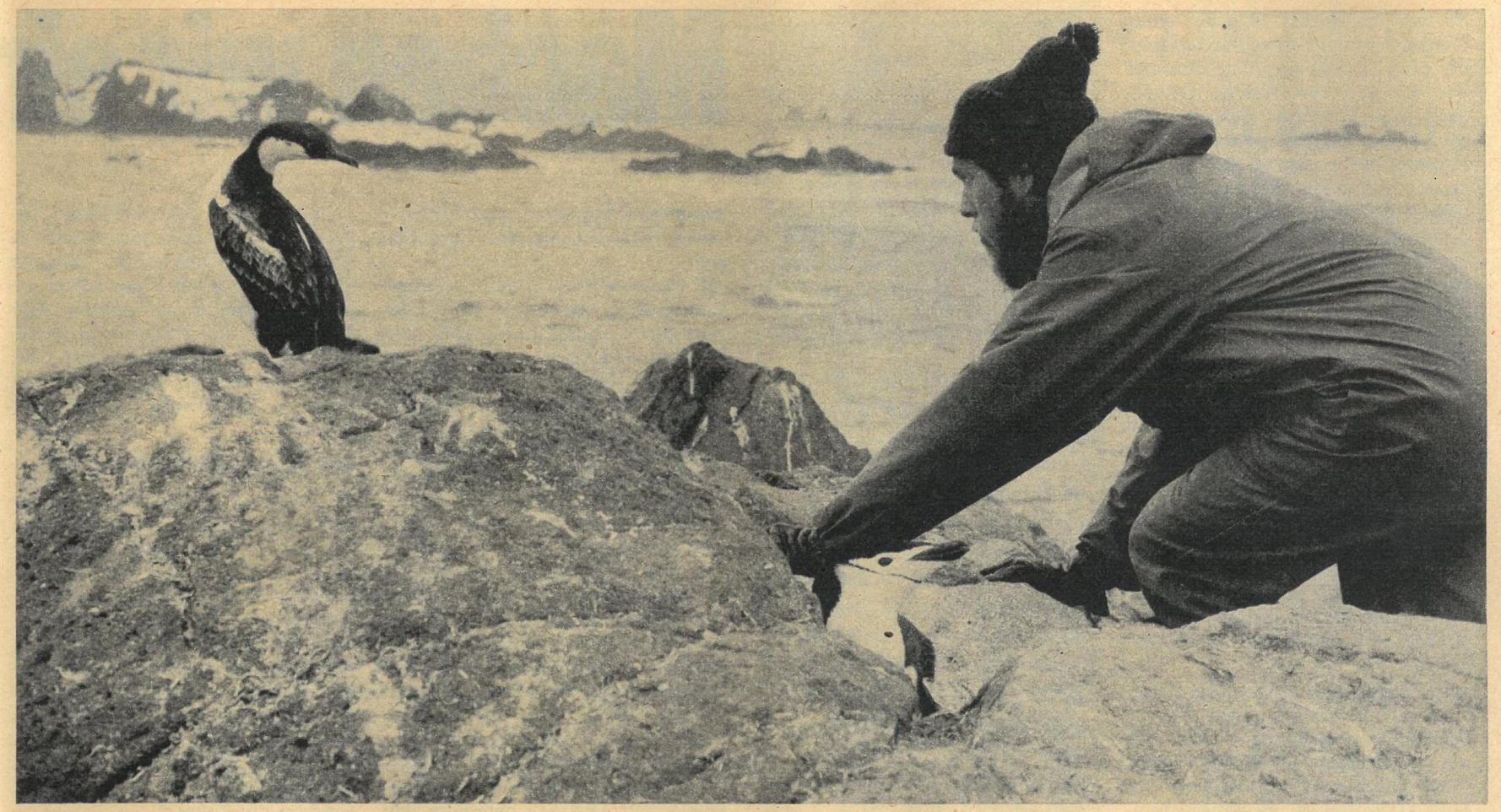
Dr. Struin vergewissert sich noch einmal bei Boris, unserem zuverlässigen Meteorologen, ob das Wetter halten wird. Falls Sturm aufzieht, könnte eine Schlauchbootfahrt über freies Meer dramatisch enden! Bei Wassertemperaturen zwischen −1 und +4 °C wäre ein Freibad nicht zu empfehlen. In Oleg, der zwanzig Jahre älter ist als wir, sehen alle nicht nur den Leiter, sondern auch einen väterlichen Freund. Kaum ein anderer kennt die Gefahren der Polarwelt besser als er, keiner könnte aus eigener Erfahrung besseren Rat erteilen. Vor dreißig Jahren, sofort nach Beendigung der Hochschule, begann er seine Tätigkeit für das AANII, das Leningrader Arktis- und Antarktis-Forschungsinstitut. Unweit von Dickson arbeitete er in einer geophysikalischen Station; die Ionosphäre, die Polarlichter und der Erdmagnetismus hatten es ihm angetan.

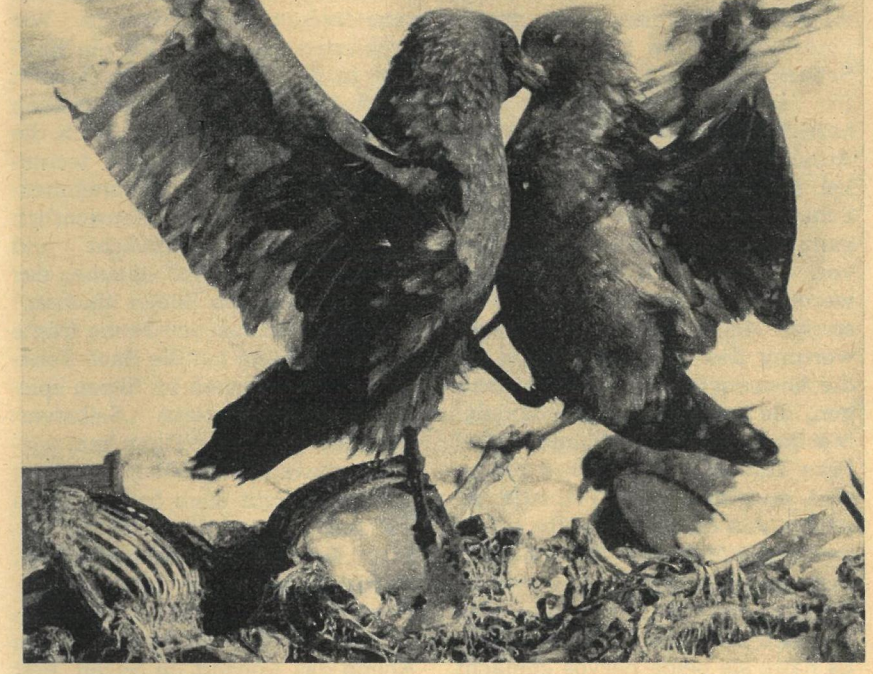
Kaum nach Hause zurückgekehrt, stand Struins nächstes Ziel bereits fest: Er überwinterte auf einer driftenden Eisscholle in der Station Nordpol 8. Was ihn immer wieder in die unwirtlichsten Gebiete zieht? Er nannte einmal in abendlichem Gespräch den Reiz der wissenschaftlichen Aufgaben, aber auch sein Interesse am Sport, an der Alpinistik, und nicht zuletzt die Herausforderung, daß er und sein Kollektiv täglich neue Bewährungssituationen zu bestehen haben. Das prägt natürlich einen Leiter und jeden einzelnen Mann.

Zwischendurch verbrachte Oleg Nikolajewitsch zwei Jahre in anderen Regionen, und zwar auf Franz-Joseph-Land, jenseits des Polarkreises bei 80° nördlicher Breite. Dann wollte er sich am Extremsten messen: Mit der 10. Sowjetischen Antarktisexpedition überwinterte Oleg das erste Mal am Kältepol der Erde, in der Antarktisstation Wostok! Für ihn war es eine persönliche

Bild unten: In extrem unwirtlicher Umgebung hütet der Riesensturmvogel sein einziges Ei. – Rechts oben: Polarfuchs Gebauer beim (wie sich herausstellen wird, vergeblichen) Versuch, eine Blauaugenscharbe mit der Hand zu greifen. – Mitte: Skuas raufen um einen Fetzen Fleisch. – Unten: Scheidenschnabel, zweifach beringt.

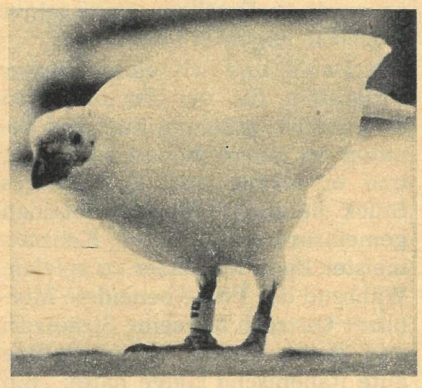






Bewährungsprobe, an dem Ort zu sein, der dem Thermometer fast −90 °C abverlangte... Gegenwärtig, während der 31. Sowjetischen Antarktisexpedition, arbeitet Dr. Struin zum fünften Mal in Wostok, wo man in der eisigen Polarnacht von der Außenwelt nahezu abgeschnitten ist.

Als Leiter war Oleg für uns nicht nur eine Autorität, sondern auch ein Partner, der es verstand, uns bei einem psychischen „Durchhänger" Mut zuzusprechen. Und das hatten wir Neulinge während der Überwinterung mehr als einmal nötig. Jede Unterstützung fanden wir wie selbstverständlich auch bei unseren anderen sowjetischen Expeditionskollegen, den Ärzten, den Funkern, den Mechanikern, dem Koch, den Astronomen und Geophysikern. Einfach: Freundschaft ohne Deklamation.



Segler der Meere

Start zur Exkursion. Wolodja, der Mechaniker, hilft uns, das rote Schlauchboot ins Wasser zu bringen. Unser Fahrzeug gleitet über die Wellenkämme, vorbei am Felsmassiv der kleinen Insel Albatros. Jeder „Seetörn" bringt seine Überraschung... Unmittelbar vor dem Bug fliegt eine Blauaugenscharbe auf, eine Verwandte unseres Kormorans. Wir haben uns daran gewöhnt, daß auch Pinguine, wie Delphine aus dem Wasser springend, das Boot begleiten. Aber als wenige Meter von uns entfernt plötzlich ein Wal auftaucht, sind wir fasziniert und erschrocken zugleich. Was wäre gewesen, wenn sein Kurs direkt unter unserem Boot verlaufen wäre...? Jedenfalls beruhigt uns: Der bartentragende Zwergwal frißt Krill und keine Wirbeltiere!

Dann haben wir Mühe, eine Landestelle auf der angesteuerten Insel zu finden. Die Dünung am Fuß der Felswände geht zu hoch. Endlich eine „ruhige" Bucht. Das schwere Boot wird an Land gezogen und sicher vertäut. Um die Nester der Sturmvögel auf dem Plateau zu erreichen, üben wir unsere Kletterkünste an dem schroff ansteigenden, stark verwitterten Gestein... Einige Altvögel fliegen vor uns ab – zum Lachen tollpatschig, wie sie bei Windstille Anlauf nehmen! Leichter fällt es denen, die sich mit ausgebreiteten Flügeln von der Hangkante plumpsen lassen. Die fast schwanengroßen Vögel sind weiß, grau, braun oder auch fast schwarz gefärbt. Auffällig ihr kräftiger, etwa zehn Zentimeter langer Schnabel, vor dem wir uns beim Beringen ebenso in acht nehmen müssen wie vor einer anderen „Waffe": Will man Altvögel oder auch Küken auf dem Nest fangen, erbrechen sie den übelriechenden Mageninhalt. Da heißt es schnell zuzufassen, bevor man aus einem Meter Entfernung zielsicher angespuckt wird! Immerhin – über 800 Vögel konnten wir beringen.

Das einzige Ei des Geleges wird zwei Monate lang bebrütet. Der Jungvogel sitzt weitere vier Monate im Nest, bevor er fliegen kann. Zu dieser Zeit brausen die ersten Winterstürme über die Inseln. In den ersten vier bis sechs Jahren ihres Lebens umkreisen die heranwachsenden Riesensturmvögel die Regionen der Antarktis, sie leben fast ausschließlich auf dem Meer.

Der Winter hält auf King George Einzug. Ein Südoststurm bringt Kälte. Zwischen den Häusern der Station beobachten wir weiße, taubengroße Vögel, die eigenartigen Scheidenschnäbel. Wir beringen sie, um etwas über ihre Wanderwege zu erfahren. Als zusätzliche Markierung dienen eingefärbte Federpartien. So werden auch die Kollegen der Nachbarstationen auf sie aufmerksam... Kurz vor dem großen Sturm kommen unsere polnischen Mitüberwinterer von der Station Arctowski per Boot in die Stationsbucht. Sie legen uns eine Skizze vor, und wir erkennen das Farbmuster eines vor kurzem beringten Vogels, der nun ihr Gast ist.

Da das Wetter zum Warten zwingt, ergibt sich die Möglichkeit, ausführlich über neueste Forschungsergebnise zu sprechen. Aber nicht nur darüber. Oleg aus Leningrad, Ryszard aus Warschau und wir drei aus der DDR sind einer Meinung: Angesichts der wachsenden Bedrohung des Friedens sollte die Antarktis zum Beispiel werden für die ganze Erde. Das Südpolargebiet als einzige waffenfreie Zone unseres Planeten, vorbehalten allein der friedlichen internationalen Forschung. So regelt es der 1961 ratifizierte Antarktisvertrag. Die beste denkbare Lösung – so Oleg – bestünde darin, diese Region als gemeinsames, der ganzen Menschheit gehörendes Naturschutzgebiet zu behandeln. Für die Gewinnung von Erdöl, Kohle und Süßwasser erscheine die Zeit noch nicht reif. „Das sollten wir unseren Enkeln überlassen; sie werden imstande sein, die Schätze der Antarktis auf umweltschonende Weise zu heben."

Machen wir ein

Professor Hans Pischner, nach dem Krieg maßgeblich beteiligt am Aufbau einer neuen deutschen Kultur in der DDR, war mehr als zwanzig Jahre Intendant der Deutschen Staatsoper Berlin. Den bekannten Künstler am Cembalo und Leiter des Musiktheaters führten viele Gastspielreisen ins Ausland. Seine Begegnungen mit großen Dirigenten und Komponisten schildert Hans Pischner in seinem Buch „Premieren meines Lebens", das FREIE WELT mit Genehmigung des Verlages der Nation auszugsweise vorabdruckt.

Es war im Herbst 1974, auf einer Konzertreise in Schweden. Ich fuhr mit dem Linienbus sieben Stunden von Karlstad im Westen Schwedens nach Gävle an der Ostküste zu meinem nächsten Konzert. Unterwegs hatte der Busfahrer, wie heute allgemein üblich, ständig sein Autoradio laufen. Zwischendurch kamen Nachrichten. Immer wieder vernahm ich den Namen David Oistrach. Mich beschlich eine böse Ahnung. Wenige Monate zuvor waren wir noch im Sanatorium Falkenstein zusammen gewesen. Er und seine Frau Tamara fühlten sich dort glücklich wie selten. Die Ärzte aber verhehlten mir nicht seinen wirklichen Gesundheitszustand. An meinem Bestimmungsort, in Gävle, angekommen, befragte ich die dortigen Veranstalter und auch Musikerkollegen, ob sie etwas über David Oistrach wüßten – ich hätte seinen Namen in den Nachrichten gehört. Keiner konnte oder wollte mir Auskunft geben.

Anderntags ging es mit dem Frühzug nach Stockholm. Am Hauptbahnhof erwartete man mich mit der schmerzlichen Nachricht vom Tode meines Freundes während eines Aufenthaltes in Amsterdam. Meine Befürchtungen waren also nur zu berechtigt gewesen. Wie sollte ich abends mein Konzert im Schloßtheater Drottningholm spielen? Wie sollte ich mich konzentrieren? Als ich nach dem Einspielen auf dem Cembalo nachmittags im Hotel versuchte, mich zu sammeln, fand ich keine Ruhe. Abends dann im Konzert brachte ich nach dem Schlußbeifall nur eine einzige Zugabe, den langsamen Satz aus Bach/Vivaldis Konzert in D-Dur, mit dem Hinweis, daß ich diesen Satz zum Gedenken an David Oistrach, einen der größten Musiker unseres Jahrhunderts, spiele.

Ruhige Tage für David Oistrach

Mich tröstet auch heute noch, daß David Oistrach 1974 die ruhigen Tage in Falkenstein vor der erneut einsetzenden Hektik seines so verantwortungsvoll ausgeübten Berufes richtig genossen hat. Manche launige Geschichte verbindet sich mit diesem Aufenthalt. Bevor wir, meine Frau und ich, in Falkenstein ankamen, hatte David bereits bei meiner Sekretärin anrufen lassen und gebeten, ich möchte Noten mitbringen. Ich glaubte, es ginge um Proben. Als wir uns am ersten Tag zum Abendessen trafen, sagte er ganz nebenbei: „Machen wir ein kleines Konzert. Die Patienten sind so nett, ebenso die Ärzte und das Personal – also machen wir ein kleines Konzert."

Nach einem Mittagessen bat ich David und Tamara: „Treffen wir uns heute nachmittag oben im Kultursaal bei Kaffee und Kuchen?" Tamara antwortete darauf streng: „Nein, da gehen wir nicht hin, denn wenn wir das Kuchenbüfett sehen, dann essen wir auch Kuchen. Also gehen wir lieber gar nicht Kaffeetrinken." Oistrach in seiner etwas schelmischen Art blinzelte mir mit einem Auge zu, als ob er sagen wollte: Na, das letzte Wort ist noch nicht gesprochen. Und wirklich, als ich am Nachmittag nach oben kam, saßen er und Tamara schon bei Kaffee und Kuchen. Oistrach war Diabetiker. „Stellen Sie sich vor", meinte er, „ich gehe an das Kuchenbüfett und frage, ob man Diabetikergebäck habe – und man hatte tatsächlich welches." Und so saß er nun etwas resigniert vor diesem Gebäck. Einige Tage später traf ich ihn wieder mit Frau Tamara bei Kaffee und Kuchen. Er hatte ein wunderbar großes Stück Käsetorte vor sich. Auf meine Frage: „Heute ist wohl das Diabetikergebäck schon ausgegangen?" antwortete er glückstrahlend: „Ja, Gott sei Dank."

Wir machten ganz bequem in diesen Tagen einige Proben. Gleich bei der ersten – wir spielten eine Bachsonate – setzte er den Bogen ab und fragte: „Kennen Sie eigentlich die g-Moll-Sonatine von Schubert?" Ich kannte sie, hatte mich aber noch nie daran versucht. Darauf Oistrach: „Es ist aber ein schönes Stück." Ich ließ mir rasch die Sonatine nachsenden. Es war für mich, da wir zusammen ja bisher nur Bach musiziert hatten, ein besonderes Ereignis, nun auch einmal einen Schubert mit ihm darzubieten.

Oft waren wir uns in den vergangenen Jahren, entweder verabredet oder durch Zufall, in europäischen Städten begegnet, in London, in Rom, in Venedig und anderswo. Selbstverständlich auch in Moskau, wenn ich dort zu Konzerten oder Gastspielen war, vorausgesetzt, Oistrach befand sich nicht gerade auf Reisen. Er wohnte in demselben Hause, in dem einmal Prokofjew gelebt hatte. Und er erzählte mir von manchem gemeinsamen Schachspiel mit dem Komponisten. Während eines Gastspiels bei uns in der Deutschen Demokratischen Republik – und da war er wahrhaftig immer sehr stark belastet – gab er keine Ruhe, bis er bei einem internationalen Schachturnier in Leipzig anwesend sein konnte. Dort fanden ebenfalls Simultanspiele statt. Oistrach beteiligte sich sogar an einem solchen Spiel. Im übrigen, so berichtete er mir, hing im Veranstaltungsraum ein großes Foto, das ihn mit Prokofjew beim Schachspiel zeigte.

In seinem Moskauer Heim herrschte eine sehr nette familiäre Atmosphäre. Als ich nach dem Enkel fragte, der damals noch zur Schule ging, meinte Frau Tamara ganz resigniert: „Stellen Sie sich vor, er will auch wieder Geiger werden!" Hinter diesen Worten steckte viel Wissen um die Verantwortung des Musizierens und um die Anstrengungen und Entbehrungen, die mit einer internationalen Musikerkarriere verbunden sind. Frau Tamara war ja selbst einmal eine ausgezeichnete Pianistin gewesen. Als Musikerin hatte sie gemeinsam mit David Oistrach soviel Lampenfieber, daß sie während der Konzerte im Künstlerzimmer blieb und sich nicht ins Publikum setzte. Es hätte sie beide nervös gemacht, wenn sie im Publikum eines seiner Konzerte angehört hätte.

Als David und ich einmal unser Programm für die Bach-Sonaten besprachen, schienen ihm drei Sonaten an einem Abend zu wenig, und er schlug vor, als weiteres Stück die Sonate für zwei Violinen gemeinsam mit unserem Konzertmeister Egon Morbitzer zu spielen. Während der Probe beneidete Morbitzer Oistrach um seine Stradivari und sagte, obwohl er selbst eine gute italienische Geige hatte: „Ein solches Instrument müßte man spielen." Da klappte Oistrach seinen Violinkoffer auf, zeigte ihm eine zweite Stradivari und bot ihm an: „Bitte, heute abend, wenn Sie wollen, können Sie sie spielen." Eigentlich wollte ich dieses historische Ereignis dem Publikum bekanntmachen. Aber aus Sorge um eventuelle Diebstähle schaute Oistrach mich mit etwas schief geneigtem Kopf an und meinte: „Lieber nicht." So erfährt das Publikum, das in diesem Konzert war, erst jetzt, daß an dem Abend auf zwei Stradivaris musiziert wurde.

Die Enkel ohrfeigen sich

In Oistrachs Violinkoffer befand sich auch ein Bild von zwei Jungen, die auf der Schulbank sitzen. Er zeigte es mir: „Wissen Sie, wer das ist? Das ist mein Enkel und der Enkel von Schostakowitsch. Sie gehen beide in dieselbe Klasse. Natürlich machen sie manchmal Jungenstreiche. So hat man jetzt in Moskau erzählt: Hast du schon gehört, der Schostakowitsch und der Oistrach haben sich geohrfeigt. Gemeint waren natürlich nicht die Großväter, sondern die Enkel."

Denke ich an David Oistrach, so denke ich vor allem an seine Bescheidenheit und Disziplin. Wir probierten eingehend für ein Konzert in der Deutschen Staatsoper. Nach der Probe, die er im Stehen durchgeführt hatte, kam noch die Rundfunktechnik, um die technischen Proben vorzunehmen. Oistrach fühlte sich offensichtlich schon etwas geschwächt und meinte zu mir: „Ich glaube, das kann ich jetzt im Sitzen machen." Nach der technischen Probe fragte er mich: „Kann ich die Bach-Sonaten am Abend auch im Sitzen spielen?" Ich antwortete: „Selbstverständlich geht das." Dann kam wieder ein zweifelnder Blick von ihm: „Wäre es nicht doch besser, wenn ich stehen würde?" Hätte ich gesagt: „Ja, ich glaube, das ist nötig", würde er es sicher getan haben. Aber ich blieb bei meiner Meinung. Und so spielten wir dann auch am Abend das Konzert im Sitzen. Erst nachher gestand mir David: „Als ich nämlich heute vormittag dastand, da fing es doch ein bißchen an, vor mir zu schwanken. Jetzt bin ich froh, daß ich nicht stehen mußte." Bevor wir die Bach-Sonaten spielten, trafen wir uns zu einer Besprechung. Er erzählte mir, er habe sich kurz zuvor mit seinem großen Geigerkollegen Yehudi Menuhin getroffen, um sich mit ihm über die Interpretation der Bach-Sonaten zu beraten. „Denn", so meinte er, „Menuhin hat stilistisch doch die meiste Erfahrung."

Der verantwortungsbewußte David Oistrach lehnte es daher ab, bei uns die Solosonaten von Bach zu spielen. Seine Begründung war, er habe so viele Konzerte und in Moskau soviel Unterricht zu geben, daß

Konzert

ihm nicht genügend Zeit bliebe, die Autographen der Sonaten zu studieren, geschweige denn an ihnen zu arbeiten. So blieb es uns leider versagt, von ihm die Solosonaten zu hören.

David Oistrach kam sehr gern nach Berlin. Ich denke daran, daß er seinerzeit auch die Uraufführung des ihm gewidmeten Violinkonzerts von Ernst Hermann Meyer bei uns in der Staatsoper spielte. Ein andermal dirigierte er an zwei Abenden alle Brahms-Sinfonien. Eine hübsche Überraschung konnten wir ihm während eines seiner Aufenthalte in Berlin bereiten. Er hatte zu dieser Zeit Geburtstag. Wir kamen auf den Gedanken, mit der Blechbläsergruppe unserer Staatskapelle am Morgen zum Gästehaus der Regierung, wo er damals wohnte, zu ziehen. Gegen neun Uhr postierten wir uns vor seiner Zimmertür, und unsere Kollegen von der Staatskapelle brachten ihm ein kleines Ständchen mit deutschen Volksliedern. Danach öffnete sich die Tür, und ein verschlafener David Oistrach schaute ganz erstaunt heraus, lächelte und sagte: „Ich hatte eben geglaubt, ich hörte im Traum so schöne Volkslieder, bis ich plötzlich merkte, das ist ja gar kein Traum, sondern ist vor deinem Zimmer."

Ein andermal traf ich David Oistrach in Venedig. Ich befand mich auf einer Konzertreise durch Italien. Auch in Venedig hatte ich zu spielen. Beim Spaziergang entdeckten meine Frau und ich ein Plakat mit der Ankündigung eines Sonaten-Abends mit David Oistrach. Tags darauf saßen wir am Vormittag bei schönstem Wetter auf der kleinen Piazza vor einem Café, als wir bemerkten, daß jemand in der Nähe stehenblieb und uns mit seinem Fotoapparat anvisierte. Wir schauten auf, es war David Oistrach mit Tamara. Die große Freude über das Wiedersehen verband sich mit der Vorfreude auf sein Konzert am Abend in dem herrlichen Teatro la Fenice, einem der schönsten Theater nicht nur Italiens, sondern in der Welt überhaupt. Oistrach war wundervoll gelöst. Wir saßen hinterher noch bei einem Abendessen in der Nähe des Theaters zusammen. Er hatte sich am Tag gemeinsam mit Tamara durch die kleinen Kanäle fahren lassen. Sie waren auch hinüber zu der Insel gefahren, wo sich der Friedhof von Venedig befindet, um das Grab des kurz zuvor verstorbenen Komponisten Igor Strawinsky zu besuchen. Nachts, es war schon spät, begleitete uns David Oistrach noch ein Stück nach Hause. Wir gingen durch die nächtlichen Gassen von Venedig bis zur Brücke Accademia, die über den Canale Grande führt, hinüber zu unserer Pension. Wir befanden uns in so lebhaftem Gespräch und es herrschte eine so wunderbare Atmosphäre, daß wir uns in den nächtlichen Gassen von Venedig gegenseitig zwei- oder dreimal nach Hause brachten.

In freundschaftlicher Verbundenheit: David Oistrach und Hans Pischner proben für eine Schallplattenaufnahme.

Musik im Kopf

Einige Male habe ich Dmitri Schostakowitsch bei Zusammenkünften im Komponistenverband und bei ähnlichen Gelegenheiten getroffen. Er reagierte sensibel. Sprach er über Werke anderer Komponisten, dann tat er das stets sehr ausgewogen, zurückhaltend und objektiv, nie verletzend. Man sah, wie es ständig innerlich in ihm arbeitete. Er sprach, doch im Grunde genommen störte ihn das alles, denn im Kopf hatte er schon wieder Musik. Seine Finger bewegten sich immer etwas nervös, man spürte die geistige Anspannung, die das Signum seines Schöpfertums war.

Später litt er sehr unter Erkrankungen. Eine chronische Entzündung des Rückenmarks führte zur Lähmung der rechten Hand. Das traf ihn hart. Es kam auch noch ein Herzinfarkt hinzu und ein komplizierter Beinbruch.

Ich erinnere mich an eine Anekdote, die mir Georgi Chubow, einer der Nestoren der sowjetischen Musikwissenschaft, erzählte. Er saß einmal im Komponistenverband neben Schostakowitsch. Dieser verließ für kurze Zeit den Raum, sein kleines Notizbuch blieb auf dem Tisch liegen. Chubow, als ein echter Musikwissenschaftler, war neugierig und schaute in das Notizbuch hinein, weil er glaubte, er werde darin Skizzen für neue Werke finden. Er fand nur Zahlen. Als Schostakowitsch zurückkam, gestand Chubow, daß er neugierig in das Notizbuch geschaut, aber zu seiner Enttäuschung nur Zahlen und keine Komponistenskizzen gefunden habe. „Ja", erklärte Schostakowitsch – und darin glich er auch anderen Musikern, Furtwängler beispielsweise und unserem Peter Schreier –, „diese Zahlen, das sind alles Ergebnisse von Fußballspielen. Meine musikalischen Skizzen habe ich im Kopf..."

Die Pflege der Werke Schostakowitschs blieb mir immer ein Hauptanliegen. In unserem Zyklus „Internationale Streichquartette" interpretierten von 1963 bis 1966 das Prokofjew-Quartett aus der Sowjetunion, das Novák-Quartett aus der ČSSR, das Streichquartett und das Erben-Quartett den sowjetischen Meister.

Eine künstlerische und schöpferische Freundschaft verband Musiker wie David Oistrach und Swjatoslaw Richter mit Schostakowitsch. Es gab kein wesentliches Werk für Violine oder Klavier, das der Komponist nicht in direkter Zusammenarbeit mit diesen beiden Musikern geschrieben hätte.

Nun interessierte mich an der Staatsoper nicht nur das sinfonisch und kammermusikalische Werk, sondern ich überlegte mir, ob man nicht doch auch seine frühe Oper „Die Nase", entstanden Ende der zwanziger Jahre, „ausgraben" sollte. Nach einiger Überprüfung fand ich, daß es sich hier um einen genialen Jugendstreich handelt. Was in dem Werk musikalisch geschieht, ist frappierend. Ein aufregendes Werk. Ich entschloß mich, die Oper aufzuführen. Das war damals eine Tat, wenn man berücksichtigt, daß wir dieses Werk 1969 an der Staatsoper herausgebracht haben, die erste Wiederaufführung „Der Nase" in Moskau jedoch erst 1974 stattfand.

Es ging uns um eine gute Vorbereitung der Inszenierung, weil wir uns der Verantwortung gegenüber Schostakowitsch und diesem Werk bewußt waren. Daher entsandte ich den Regisseur Erhard Fischer, den Dirigenten Heinz Fricke und den Bühnenbildner Wilfried Werz nach Moskau, damit sie dort direkt mit Schostakowitsch ihre Konzeption beraten konnten. Schostakowitsch hat den dreien viele wichtige Hinweise gegeben. Der außerordentliche Erfolg der Inszenierung ist sicher nicht zuletzt auf seine persönliche Mitarbeit an der Konzeption zurückzuführen. Es wurde eine weltberühmte Aufführung. Der Komponist Hans Werner Henze sah sie sich an und viele andere namhafte Komponisten und Theaterleute. Durch den Einsatz der Drehbühne, durch einen raschen Wechsel der Bilder, durch die minutiöse Ausarbeitung vieler Details kam das Werk voll zur Wirkung. Ich wußte von vornherein, daß der Kollegienassessor Kowaljoff, die Hauptpartie des Stückes, eine Bombenrolle für Reiner Süß sein würde, was sich absolut bestätigte. Die Musik von Schostakowitsch war nicht nur reich an Überraschungen, sondern führte auch in der szenischen Umsetzung immer wieder zu neuen, unvorhergesehenen Wendungen. Bei Gastspielen im Ausland errangen wir mit diesem Werk schließlich ungewöhnliche Erfolge.

Während der Vorprobenzeit für Schostakowitschs „Katerina Ismailowa" weilte der Komponist bei uns. Gleichzeitig fand eines der ersten Treffen der Intendanten hauptstädtischer Opernhäuser der sozialistischen Länder in Berlin statt. Mit Absicht war das so geplant. Bei dieser Gelegenheit hatten wir auch eine Reprise der „Nase" vorgesehen. So erlebte Schostakowitsch bei uns in der Mittelloge zum erstenmal seit 1930, also nach fast vierzig Jahren, sein Werk wieder auf der Bühne.

- Ende -

Foto: Verlag der Nation

Die Straße Unter den Linden, Blick von Osten nach Westen, im Jahre 1691

TRÄU

Zu Ausgang dieses Monats“ – die Rede ist vom August 1679 – „langte zu Berlin eine moskowitische Gesandtschaft, als Herr Symian Jeraflewitsch Elmarost, Truchseß, und Herr Symian Wolochymirowitsch Rumioncois, Kanzler, mit einem Komitat von 25 Personen an…“ Nachdem man „zehn Tage mit Konzertierung der Zeremonien zugebracht“, wurden die Gäste endlich von „Hofkavaliers“ zur Audienz geholt. Siebzig Personen trugen die „Präsenten“ hinterher.

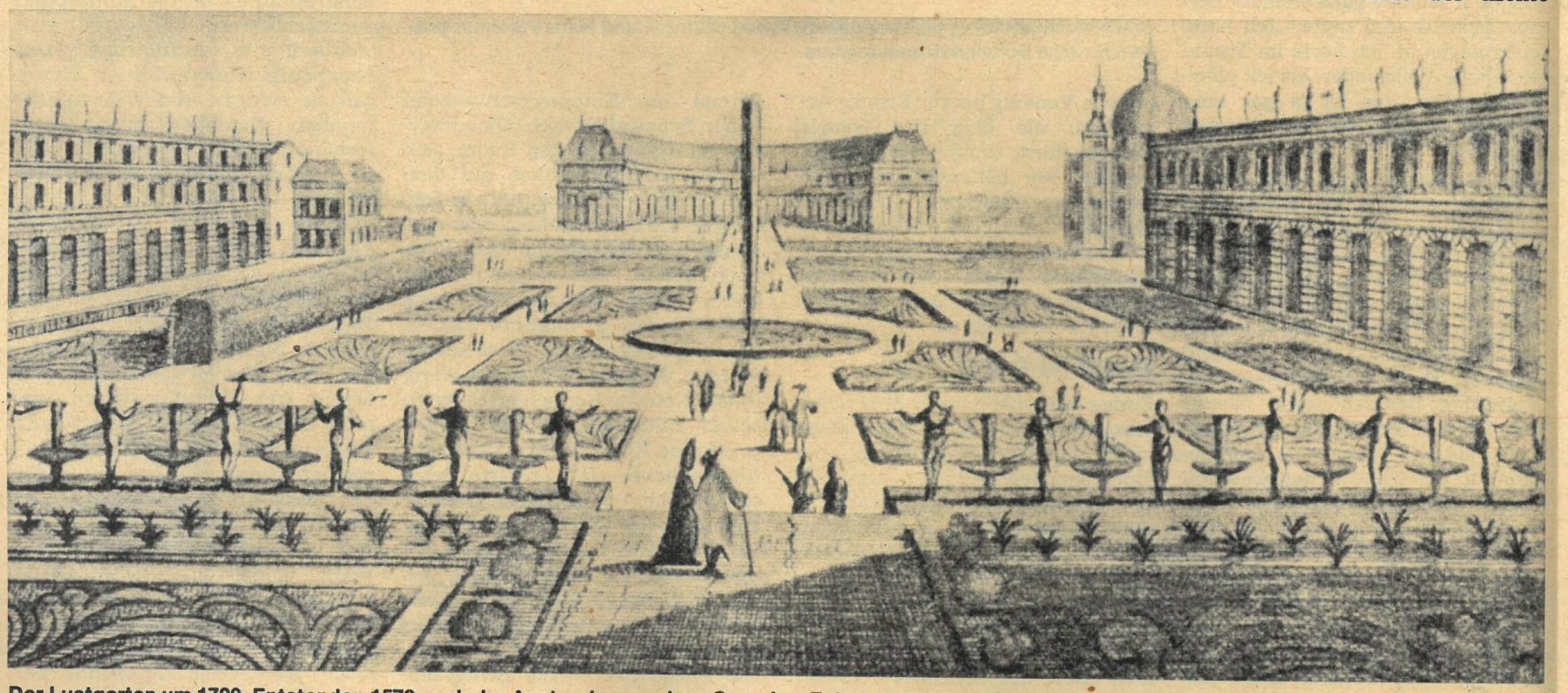
Was sahen die moskowitischen Herren, falls das Protokoll es gestattete, sich ein wenig umzusehen? Doch wohl wenigstens den Lustgarten gleich neben dem Schloß, vorman auf französische Art spazieren?

„Sobald nun die Gesandten Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht gewahr wurden, taten sie eine tiefe Reverenz und fielen in währender Audienz zu unterschiedlichen Malen mit dem Gesicht ganz auf die Erde, brachten ihre Rede stehend vor und überlieferten hierauf… Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht einen in roten Taft eingewikkelten Brief…“ Wie man sieht, verlangte das Protokoll auch eine gewisse Gelenkigkeit. Seine Kurfürstliche Durchlaucht, einmal aufs Gesicht gefallen, wäre nicht wieder auf die Beine gekommen. Zeitgenossen berichten, Bedienstete hätten den beleibten Helden von Fehrbellin, den die Gicht plagte, unter allgemeinem Ächzen auf sein Schlachtroß heben müssen. Saß er einmal, nuß von Brombeertorte. Rußland hatte eben den Bauernaufstand unter Stepan Rasin hinter sich, außerdem einen Krieg gegen Polen und Schweden, an dessen Ende es doch wieder abgeschnitten blieb von der Ostsee.

Vielleicht stand davon ein Wort in dem Brief?

Der Empfänger, Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Große Kurfürst, der in Kleists Schauspiel „Der Prinz von Homburg“ eine gewisse Rolle spielt, stand im sechzigsten Lebensjahr. Mit dem Zaren Fjodor teilte er den Traum von der Ostsee. Der eine wollte die Newamündung, der andere die Odermündung. Hier wie dort saßen die Schweden.

In Kinderträumen hatte sich der kleine



Der Lustgarten um 1700. Entstanden 1573 nach der Austrocknung eines Sumpfes. Zeitweise kurfürstlicher Küchengarten

mals der kurfürstliche Küchengarten, in dem, 1649 aus Holland eingeführt, Berlins erste Kartoffeln gediehen. Unterdessen waren Gemüsebeete und Komposthaufen einem Park mit Springbrunnen und Marmorstatuen gewichen. „Alle manierlichen Leute“, meldet ein italienischer Reisender, „können nach französischer Art in diesem Garten spazierengehen.“ Die manierlichen Leute sieht man vor sich. Aber wie ging tat er, was er konnte. So auch in dieser Audienz. „So oft Seine Kurfürstliche Durchlaucht Seiner Zarischen Majestät Namen nennen hörte, stieg sie ein wenig Stuhl auf und rückte den Hut.“

Und was stand in dem Brief, dem in roten Taft gewickelten? Der Absender hieß Fjodor Alexejewitsch, ein kränklicher, junger Mensch. Litt unter geschwollenen Füßen und starb, einundzwanzigjährig, nach Ge-

Fritz schon auf dem schwedischen Thron gesehen. So war es abgesprochen worden bei einem Picknick zu viert im Treptower Wald vor den Toren Berlins von den fürsorglichen fürstlichen Eltern. Fritz und Christine, die Tochter des berühmten Kriegshelden Gustav Adolf, sollten ein Paar werden. Gustav Adolf fiel bei Lützen, und die Sache zerschlug sich. Jünglingsjahre verbrachte Friedrich Wilhelm als Student in

ÄUMEREIEN

Eine Beitragsfolge
von Jürgen Jessel 1

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg

den Niederlanden und träumte seitdem sein Leben lang davon, ein zweites Klein-Holland an der pommerschen Küste zu gründen. Außerdem ist es allemal angenehmer, Zölle zu kassieren, als zu bezahlen.

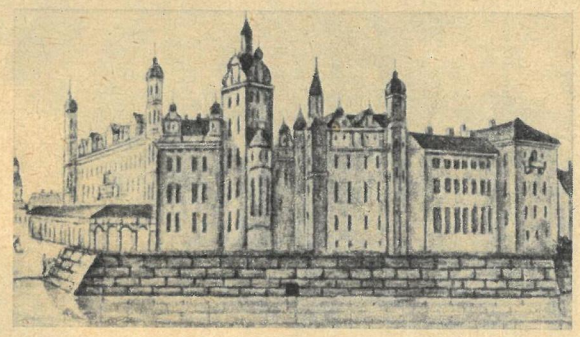
Nun, nach Jahrzehnten der Träumerei, schien es endlich soweit. Bei Fehrbellin schlug Friedrich Wilhelm 1675 die Schweden aufs Haupt und jagte sie aus der Mark, nahm ihnen Stettin im Dezember 77 und Stralsund im Oktober 78, aber der Kaiser in Wien goutierte keinen neuen „Wandalenkönig" an der Ostsee, und der Sonnenkönig in Paris hatte so schrecklich viel Geld in die schwedische Armee gesteckt. Also mußte der kleine Kurfürst in Berlin alle schönen Eroberungen wieder herausrücken. Unterschrieben am 29. Juni 1679 in Saint Germain-en-Laye.

Was immer in dem Brief stand, es mag dem Kurfürsten, so aufmerksam er stets horchte, wie man sich in Paris und Wien räusperte, eine Ahnung gekommen sein, daß Berlin und Moskau es eines Tages miteinander zu tun kriegen könnten, im Guten oder im Bösen, wegen der pommerschen Küste oder vielleicht auch wegen der habsburgischen Provinz Schlesien, auf die der Kurfürst ein Auge geworfen hatte.

Für diesmal schied man voneinander, wie es das Protokoll vorschrieb. Feuerwerk im Tiergarten, Abschiedsaudienz im Schloß, und nachdem die Gesandtschaft „mit Pässen und anderen Notdürften versehen worden, nahm selbige den 17. September nachmittags ihren Zurückweg über Pommern, Preußen, Livland und so ferner nach der Moskau".

Fotos: Archiv

Das Berliner Schloß Ende des 17. Jahrhunderts. Entstanden in den Jahren von 1442 bis 1451. Der Baumeister ist unbekannt



Ohne Tüll und Spitzenschuh

Erinnerungen an Palucca – von Ingeburg Kretzschmar

Wir saßen, nein, wir lagen ihr zu Füßen. Und wie sehr wir als Gastschüler uns auch mühten, die Leichtigkeit des Federchens, die sie uns schwebend vortanzte, erreichten wir selbst mit unserem Kinder-Fliegengewicht nie. Sie schien alle Schwerkraft zu überwinden. Die Palucca. Eine Legende.

Jetzt ist sie fünfundachtzig. Als sie schmal und zart vor mir steht, blicke ich in ein Gesicht, dessen entwaffnende Schlichtheit, dessen Klarheit und ansteckende Lebendigkeit unverändert scheint. Ein Gesicht, das zutiefst anrührt, nun geprägt von der Befriedigung, das Lebenswerk so reich erfüllt zu sehen. Ein Werk, das weniger reproduktiv als kreativ, das Bildhauer und Maler, Architekten, Musiker und Dichter anregte, Paluccas Aufführungen in Beziehung zu ihrer eigenen Kunst zu setzen. „Der Tanz der Palucca sollte unbedingt mit der Zeitlupe aufgenommen werden", schrieb Kandinsky, „ihre Exaktheit reißt auch die Falten und Zipfel der Kleidung mit", und er hielt Momente ihrer Tänze in Bewegungsskizzen fest.

Ihre Sprünge, ihr Schweben, demgegenüber alle Akrobatik des traditionellen Balletts verblaßte, waren unfaßbar. „Palucca, mach nicht solche Riesensätze, ich komme nicht mehr mit", flehte man in der Wigman-Schule, in der sie 1920 lernend begann. Und das tiefe Eindringen in Musik und Malerei, in Architektur und Psychologie, in alle Erscheinungsformen der Natur ermöglichten ihr, allzu Individuelles, Zufälliges zu überwinden, um es ins Typische zu steigern.

Der Neue Künstlerische Ausdruckstanz, immer in Gegenwehr zu Tüll und Spitzenschuhen, erweiterte durch seine Hinwendung zur Wirklichkeit die Vorstellung von „Tanz" in eine ganz neue Dimension. Das Wagnis dieses Weges barg zugleich auch jene Faszination, die von dieser neuen Auffassung ausging.

So waren ihre Kostüme denn auch weitab vom Theaterüblichen. Sie tanzte stets in adäquatem Gewand: Debussy und Ravel in den Impressionistenfarben Blau und Rotviolett, Mozart in Silbergelb, Gluck in Zyklam, den Chopin-Walzer in Smaragdgrün auf Schwarz, den Walzer aus dem Rosenkavalier in Weiß und Silber … Bei Soloauftritten der Palucca waren Bühnenhäuser und Konzertsäle bis auf den letzten Platz gefüllt. Schwärme von Bewunderern lungerten an den Abendkassen, erpicht auf ihre stumme Kunst, deren einziges Instrument der eigene Körper war, mit dem sie ihre Intentionen in gestische Vollkommenheit umsetzte, dem Publikum Raum für weites eigenes Erlebnis bietend.

Als die geborene Münchnerin bei Heinrich Kröller den ersten Unterricht bekam, meinte der rundheraus: „Du bist total unbegabt, hör

Die Palucca – Walzer, 1936

auf!“ Nun aber fing sie erst richtig an, erkundete ihre Möglichkeiten. Sie entwickelte ihre naturwüchsige Befähigung durch wachsende geistige Vertiefung, durch ein „Üben, daß die Muskeln brennen“ und mit unvergleichlichem Geschick, bis sie schließlich zu einmaliger Ausdruckskraft gelangte; ein beinahe mörderisches Leistungspensum – Mary Wigman, deren Meisterschülerin sie wurde und deren Traditionslinie die Palucca dann auf eigene Art weiterentwickelte, hatte da den genaueren Blick …

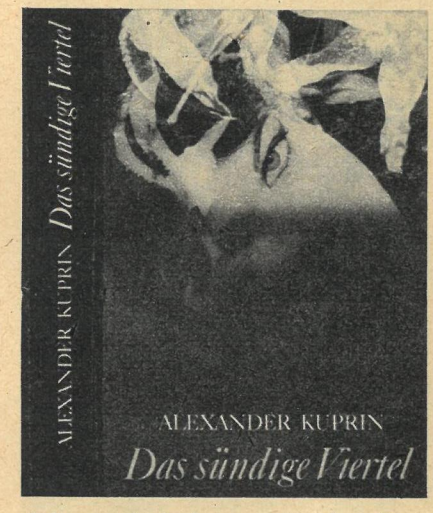
Palucca tanzte lange und immer siegreich. Es bleibt zu bedauern, daß die Anwesenheit einer Filmkamera damals noch nicht gang und gäbe war. Glücklicherweise aber gibt es ein Zelluloid von einem ihrer schönsten Tänze, der „Serenata“ nach der Musik von Albéniz. Daran kann man studieren, wie sie bei allem künstlerischen Mitteilungsbedürfnis nichts dem Zufall überließ, was der Maler Bert Heller einst in der Bemerkung zusammenfaßte, daß dieser Frau „tanzend jede Fingerspitze gehorcht“.

Als sie von 1936 ab nicht mehr öffentlich auftreten durfte und ihre 1925 gegründete Dresdener Schule wegen „undeutscher Elemente in ihrer Kunstauffassung“ geschlossen wurde, geriet diese Zwangspause zwar zur Fessel, aber auch zu stiller Sammlung und Vorbereitung auf einen Neubeginn. Bar aller Mittel und Möglichkeiten meldet sie sich 1945 inmitten der Dresdener Ruinen auf der sowjetischen Stadtkommandantur: „Ich will tanzen!“ Welchem Russen kämen da nicht die schönsten Einfälle! Der Kulturoffizier schenkt ihr ein Fahrrad – das hat sie heute noch – und sie bekommt ein Domizil. Im Juli 1945 gibt sie ihren ersten Soloabend, und wie einst stehen wir schon früh um fünf nach Karten an… Als die junge Republik ihr in Dresden eine neue Tanzschule erbaut, heute „Staatliche Fachschule für künstlerischen Tanz“, entfaltet Palucca ihr ganzes pädagogisches Talent, erlangt sie von neuem Weltruf. Sie bildet Hunderte von Tänzern und Choreographen heran und verteilt die „Mitgift“ aus ihrer Schule über die ganze Republik und weit hinaus über deren Grenzen. Auf unnachahmliche Weise vermittelt sie nicht nur Handwerk, sondern auch Haltung zum Leben. Ihre Schüler erhalten Ausbildung in klassischem Tanz, Neuem Künstlerischen Tanz, in Folklore, Jazz und Pas de deux. Paluccas Intentionen übertragen sich scheinbar mühelos, vielleicht, weil ihre Aufforderung zum Tanz zuallererst in der Freisetzung der künstlerischen Möglichkeiten ihrer Schüler besteht. Sie zielt immer auf die Persönlichkeit, die einer werden könnte… „Ihr müßt auch mit dem Kopf tanzen und manchmal mit den Beinen denken!“

Foto: Günter Bersch, Archiv Henschelverlag

☆ Lesetip

Das Kutscherviertel



Eines Tages, vor ein paar Monaten, streifte ich durch die Gassen und Straßen des Podol, jener alten Unterstadt von Kiew zwischen Wladimirshügel und Dnepr, in der Händler, Fischer, Handwerker, Schankwirte, Kupplerinnen und allerlei Diebsgesindel einst ihrem Gewerbe nachgingen. Gleich am Strom, unweit des heutigen Flußbahnhofs, hat sich noch ein kleines altes gelbliches Haus mit grünem Dach erhalten: die ehemalige Poststation. Und nur wenige Schritte entfernt, Potschtawaja Ploschtschad, Postplatz Ecke Uliza Shdanowa, da wohnte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Alexander Kuprin, einer der letzten bedeutenden kritischen Realisten in der russischen Literatur. Ich muß gestehen, daß ich im ersten Augenblick überrascht war, diesem Schriftsteller hier zu begegnen. Dann aber erinnerte ich mich, einige seiner Skizzen vor Jahren gelesen zu haben, in denen er Charaktere aus diesem Milieu mit großer Treffsicherheit porträtiert hatte. Die „Kiewer Typen", hier hat er sie geschrieben, sie liefen ihm über den Weg, sobald er aus dem Hause trat. Nach Quittierung seines Dienstes als Offizier hatte er sich im Podol niedergelassen. Seine Tätigkeit als Lokalreporter brachte ihn mit Menschen unterschiedlicher sozialer Herkunft zusammen. Von allen diesen „Typen" interessierten ihn am meisten jene, die am Rande der Gesellschaft lebten, Ausgestoßene, Erniedrigte, menschliches Strandgut. Wenn die Laternen in den Straßen angezündet wurden, erwachte unter der Feder des in die Wirklichkeit Vernarrten, das Schattenreich einer mitleidlosen, heuchlerischen Sozietät. Wie von selbst figurierte im Bewußtsein des Beobachters Ober- und Unterstadt als Sinnbild der gesellschaftlichen Hierarchie. Kuprin wohnte nur drei Jahre am Postplatz, zwischen 1894 und 1897, genug Zeit, den Leuten aus dem „Viertel" hinter die Stirn zu gukken. Seine Kenntnis des Milieus, authentischer Schicksale, nutzte er später für die Schilderung des Jamskaja Sloboda, des Kutscherviertels in seinem Roman „Jama", im Deutschen „Die Gruft". Als Kuprin das „Viertel" verläßt, um sich in anderen Berufen umzutun, etwa als Psalmensänger oder Schauspieler oder Zirkusartist, nimmt er Idee und Material für seinen die Prostitution anklagenden Roman mit. 1915 endlich erscheint „Die Gruft". Um ein Fünftel von der zaristischen Zensur verstümmelt, ist es dennoch ein kühner Vorstoß in einen tabuisierten Bereich. Andere vor Kuprin, wie Lew Tolstoi oder Dostojewski, haben Prostituiertenschicksale gestaltet. Kuprin jedoch ist der erste russische Schriftsteller, der diese soziale Krankheit analysiert und derart umfassend zum Gegenstand eines epischen Werkes macht. In einer dokumentarisch anmutenden Darstellung werden nicht nur Einzelschicksale vorgeführt, es wird auch die Geschichte des Kutscherviertels erzählt, das unter den Bedingungen eines sich rasant entwikkelnden Kapitalismus zum Bordellviertel verkommt. Kuprin geht an die Wurzel, seine Analyse der Ursachen weitet sich zum Fresko menschlicher Leidenschaften und Leiden. Er zeigt, wie das „Etablissement" das Leben jedes einzelnen bestimmt, das der Prostituierten, der Opfer des Systems, ebenso wie das ihrer „Kunden". Gewiß, für uns ist dies nichts Neues.

Dennoch – ich war, als ich mir die damalige Zeit vergegenwärtigte, von so viel Einsicht, Kenntnis und künstlerischer Darstellungskraft tief beeindruckt. Und vielleicht hätte ich mir die Lektüre so mancher modernen Prostituiertenstory erspart, wäre mir Kuprin früher begegnet. Der Roman, jetzt vom Verlag Rütten und Loening neu aufgelegt, heißt in der deutschen Übertragung „Das sündige Viertel", ein Operettentitel eher will mir scheinen. Ich finde „Die Gruft" oder besser „Die Grube" treffender, denn es geht schließlich um Tod und Leben und Untergang. Im übrigen gefällt mir die Genauigkeit und Einfühlsamkeit der deutschen Sprachform von Waltraud Ahrndt, und auch das Nachwort von Margit Bräuer, das Einsicht in historische und literaturgeschichtliche Zusammenhänge gewährt. Es verbürgt sich sozusagen für die allgemeine historische Authentizität des Geschehens. Ob es sich aber so im Podol zugetragen hat, das weiß, außer dem Autor, niemand. Wir wissen nur, daß Kuprin dort gelebt hat, am Postplatz Ecke Uliza Shdanowa, wo das alte gelbliche Haus steht mit dem grünen Dach. *Helmut Zemke*

☆ Preisausschreiben

Im Literaturpreisausschreiben 1986 gewannen:

Hauptpreise
(1.–20. Preis):
Teilnahme an einer Gruppenreise ins literarische Moskau und Begegnung mit einem sowjetischen Schriftsteller:
Annemarie Faust, Magdeburg; Heiko Gulbe, Fürstenwalde; Ingrid Haberland, Pirna; Heike Happ, Dietzhausen; Hildegard Hartnick, Freiberg; Petra Heintzsch, Dresden; Dörte Kluglich, Leipzig; Gabriela Krüger, Templin; Uwe Malz, Greifswald; Klaus Nehring, Annaburg; Erhard Pobig, Leisnig; Gerda Ruddeck, Berlin; Ursula Schmidt, Leipzig; Ulrike Schneider, Hennikkendorf; Hartmut Schubert, Gera; Michael Solf, Kleinmachnow; Marianne Strack, Rostock; Bärbel Strehlau, Potsdam; Manfred Werner, Ebersdorf; Sigrid Wilkum, Berlin.

Je eine Kurzreise für 2 Personen in die UdSSR
(21.–23. Preis):
Kerstin Fuhrmann, Staßfurt; Ulf Hornig, Dedeleben; Annelie Weihrauch, Gera.

1000,– M (24. Preis): Renate Müller, Wahrsow

750,– M (25. Preis): Anett Schubert, Weißwasser.

300,– M (26. Preis): C. Scholze, Dresden.

Büchergutscheine im Wert von je 200,– M
(27.– 31. Preis):
Abt. Planung, VEB Beschläge, Lukkenwalde; Kindergartenkollektiv „25. Jahrestag der DDR", Seelow/Mark; Gerhard Maltzahn, Schwerin, Familie Bernd Richter, Potsdam; Katharina Schneider, Karl-Marx-Stadt.

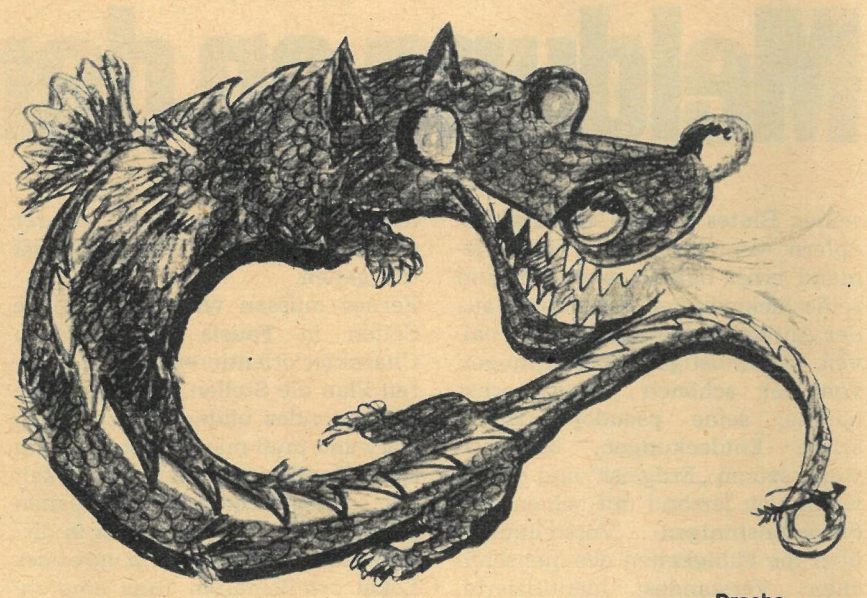
Büchergutscheine im Wert von je 100,– M
(32.–41. Preis):
Siegfried Bachmann, Torgau; Gerald Förster, Bischofswerda; Ursula Hackl, Salzwedel; Chr. Heim, Greifswald; Gerda Kindel, Gotha; Bettina Mielert, Halberstadt; Egon Möller, Suhl; René Schubert, Weißkeißel; Else Stichel, Delitzsch; Renate Viol, Ueckermünde.

Büchergutscheine im Wert von je 50,– M
(42.–61. Preis):
Familie Arndt, Königs Wusterhausen; Kerstin Bütof, Mühlhausen; Gerhard Cassens, Dresden; Kerstin David, Halberstadt; Christa Demmler, Klaffenbach; S. Dick, Schmalkalden; Anke Freitag, Neustadt-Glewe; A. Gamy, Frankfurt/O.; Christine Grün, Senftenberg; Lotti Harjam, Merseburg; Edelgard Lemcke, Lenzen; Isolde Liedel, Halle; Anke Loba, Rostock; Daniela Mattausch, Lübbenau; Y. Müller, Karl-Marx-Stadt; Brigitte Necke, Lindenthal; Rat des Kreises DSF-Gruppe Inneres, Auerbach; Judith Richter, Berlin; B. Sawallisch, Ilmenau; M. Viehweg, Karl-Marx-Stadt.

Büchergutscheine im Wert von je 30,– M
(62.–161. Preis):
Karl-Heinz Balke, Schackensleben; Erika Bartel, Perleberg; Catrin Beitl, Potsdam; Dora Biersack, Jena; Michael Bilke, Balgstädt; Anke Bockhold, Potsdam; Jürgen Bögelsack, Halberstadt; Brigitte Bölter, Karstädt; Jörg Bremer, Rerik; Gerhard Clauß, Großolbersdorf; K. Costrau, Spremberg; Erika Dau, Grevesmühlen; Silke Dewald, Niepars; Alois Dölle, Mengelrode; Karin Dölling, Karl-Marx-Stadt; Josefa Dresslmair, Nordhausen; Peter Dutschmann, Zittau; Annett Ebeling, Schönebeck; Frank Fahrig, Halle-Neustadt; Ina Franz, Greifswald; Heike Freisbolt, Leipzig; Familie E. Gauer, Stralsund; Karin

Auflösung

Gerbing, Potsdam; Irma Göring, Jena; Annegret Graf, Lanz; Rüdiger Grimm, Eisleben; Werner Groebel, Halle-Neustadt; Heinz Haase, Potsdam-Babelsberg; Beret Hamann, Potsdam; Gertraude Handwerk, Freiberg; Milda Hanf, Leipzig; Manfred Heilemann, Zeitz; Dorle Heilmann, Greifswald; Renate Heinol, Berlin; Heinz Hellmich, Jüterbog; Hans Hentschel, Torgau; Bärbel Hetzer, Dittersdorf; Elke Höcke, Jesewitz; Charlotte Holzhüter, Zepernick; I. Horst, Rathenow; S. Ilchmann, Fürstenwalde; Herbert Jäger, Meißen; Barbara Jahn, Aue; Martina John, Wittenberge; Birgit Kasper, Hartmannsdorf; I. Köhler, Berlin; Edeltraut Koschay, Rostock; H.-Jürgen Krause, Eggesin; Karin Krautschick, Boxberg; H. Krüger, Pasewalk; Ricarda Lachmann, Eilenburg; Berndt Lamm, Friedland; Ingrid Lehmann, Annaberg-Buchholz; Rita Lehmann, Dresden; Heiko Lenz, Meiningen-Helba; Heiko Lochner, Breitungen/Werra; Dagmar Mann, Eberswalde-Finow; Melzer, Wittenberg-Piesteritz; Grit Mühlbach, Leipzig; Ines Müller, Halle; Lutz Müller, Karl-Marx-Stadt; Andrea Neumann, Babow; Katja Opel, Strausberg; Christa Peglow, Staßfurt; Marion Ponsong, Greifswald; Michael Pritz, Hagenow; Volkmar Pursche, Kirchberg; Marina Raddatz, Ketzin; Bert Raupach, Leipzig; J. Rerlt, Nauen; Barbara Richter, Eisenhüttenstadt; Gertrud Richter, Karl-Marx-Stadt; Ursula Ruscher, Sebnitz; Anna Russnak, Rostock; P. Scheibe, Leipzig; Hans Schiementz, Herzberg; Uwe Schirmer, Kühren; S. Schmeling, Berlin; Martina Schmidt, Leuna; Ingo Schuknecht, Berlin; Gerlinde Schulze, Magdeburg; Ulrich Schwendicke, Königs Wusterhausen; Hans-Joachim Selle, Berlin; Walter Siecke, Zöschen; Hans Jürgen Stalinski, Holzweißig; Annett Stauber, Herzberg; Heinz Taubert,



Drache

Der freundlich-fürchterliche Drache führte die meisten Teilnehmer des großen Literaturpreisausschreibens zu den Tagen des sowjetischen Buches 1986 auf die richtige Spur: zum Märchenspiel von Jewgeni Schwarz „Der Drache". Viele von ihnen hatten bereits Monate zuvor in der FW-Leseraktion ihre Erfahrungen als „Stammkunden" von Sowjetliteratur mitgeteilt. Die nun ausgelosten Preisausschreiben-Gewinner konnten natürlich alle elf literarischen Figuren korrekt den Autorenporträts zuordnen. FREIE WELT gratuliert und wünscht auch weiterhin Gewinn und Genuß beim Lesen russischer und sowjetischer Autoren.

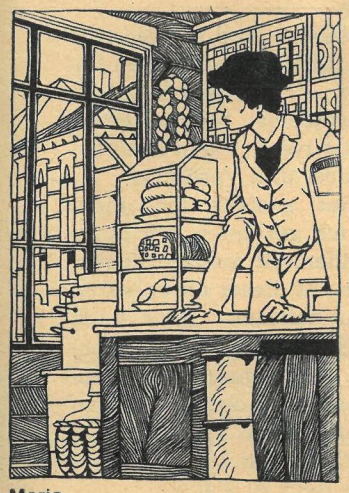
des großen Literaturpreisausschreibens

Berlin; Evelyn Tiller, Bad Frankenhausen; E. Trehkopf, Magdeburg; VEB Datenverarbeitung der Finanzorgane, Kollektiv ZL/1/Witt, Berlin; Heinz Walther, Freiberg; Roswitha Wandolt, Kössern; Eckhard Wendt, Woots; Holger Wiedenhöft, Eberswalde/Finow; Iris Wienecke, Buchhorst; Annett Wildner, Eilenburg; Klaus Winter, Berlin; Margot Witteborn, Hecklingen; Cornelia Zinke, Neubrandenburg; Sven Zitterbart, Freiberg.

Und so war die Zuordnung zu den Porträts der Autoren richtig:

Rasputin: Maria – Geld für Maria
Trojepolski: Bim – Weißer Bim Schwarzohr
Puschkin: Zar Boris – Boris Godunow
Aitmatow: Edige – Der Tag zieht den Jahrhundertweg
Schwarz: Drache – Der Drache (siehe oben)
Scholochow: Axinja und Grigori – Der Stille Don
Gogol: Chlestakow – Der Revisor
Gaidar: Timur – Timur und sein Trupp
Tolstoi: Anna – Anna Karenina
Simonow: Serpilin – Die Lebenden und die Toten
Gorki: Pelageja Wlassowa – Die Mutter

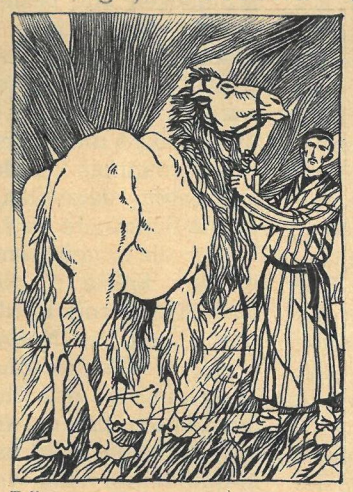
Zeichnungen: Karl Fischer (10), Horst Wustrau (1)



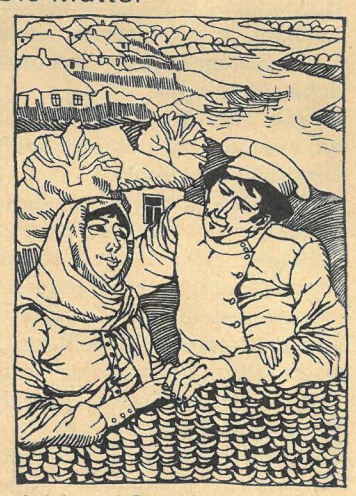
Maria

Bim

Zar Boris



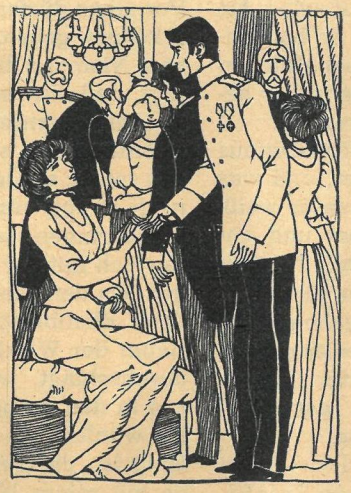
Edige



Axinja und Grigori

Chlestakow

Timur



Anna

Serpilin

Pelageja Wlassowa

Meldung an den

Der slowakische Schriftsteller Peter Karvaš (Jahrgang 1920) hat sich als Dramatiker, Prosaautor, Regisseur und Theaterkritiker einen Namen gemacht. International bekannt wurde er vor allem durch sein Schauspiel „Mitternachtsmesse", das auch in der DDR erfolgreich an vielen Theatern aufgeführt wurde. Darin setzt er sich wie in seinen meisten Werken mit dem Krieg und dem Schicksal seiner Generation auseinander. Komische und satirische Wirkungen erzielte er mit seinen Geschichten „Der Teufel schläft nie" und „Menschen unserer Straße", auch in der antiimperialistischen Satire „Diplomaten". In jüngster Zeit verfaßte er unter anderem eine Reihe von kürzeren Prosaarbeiten, die er Apokryphen nannte. Abgeleitet von der Bezeichnung für alttestamentliche Schriften außerhalb der hebräischen versteht man darunter, wie uns das Fremdwörterbuch belehrt, „zweifelhafte, unechte, untergeschobene Schriften". Der Leser mag beurteilen, was in dem folgenden Brief Beelzebubs an seinen Höllenfürsten zweifelhaft, unecht und untergeschoben ist. Wir entnahmen den Beitrag der slowakischen Literaturzeitschrift „Slovenské pohlady". Die Übersetzung besorgte Gustav Just.

Meister,
ich glaube, ich habe endlich den Menschen entdeckt, den wir brauchen. Er nennt sich Georg Faust und ist etwa vor einem halben Jahrhundert geboren, also um das Jahr 1480 in dem Städtchen Knittlingen in Württemberg. Er ist ein Hochstapler ersten Ranges, ein Komödiant und Scharlatan, ein typischer Halbgebildeter und unerträglicher Prahlhans.
Er gibt sich als Magister und Doktor aus, und zwar gleich mehrerer Disziplinen, nämlich der Philosophie, Medizin, Jurisprudenz und Theologie, obwohl es ihm seiner Lebtage nicht gelungen ist, die Universitätsstudien zu beenden. Wie ich festgestellt habe, mußte er die Universitäten in Heidelberg, Ingolstadt, Wittenberg und weiß der Teufel wo noch mit Schmach und Schande verlassen.
Vor kurzem hat er die Stelle eines Rektors in Kreuznach angenommen, aber nicht einmal an einer gewöhnlichen Schule hat er sich halten können, und sie haben ihn aufs Pflaster geworfen, offenbar wegen Alkoholismus und Techtelmechteln mit leichten Frauenzimmern, vielleicht aber auch wegen Zauberei und magischen Kunststückchen, mit denen er unlängst angefangen hat. Es handelt sich selbstverständlich nur um den landläufigen Schwindel, die Verbindung mit dämonischen Kräften ist ihm niemals wirklich gelungen, in diesem Punkte werde ich laut Deinen Dispositionen fortfahren, auf die ich nach diesem Bericht voller Ungeduld warte.
Dieser Georg Faust – in der letzten Zeit unterzeichnet er sich ohne jede Ursache als Dr. Johann Faust – ist heute ein alternder und verbitterter häßlicher Kerl, enttäuscht über sein unerfülltes Leben und deprimiert über das unangemessene Verhältnis zwischen seinen einstigen Ambitionen und dem, was er wirklich erreicht hat. Er würde jedes Ereignis begrüßen, das sein Leben mit der Illusion schmückte, dieses sei eben doch nicht ganz leer und überflüssig gewesen. Unlängst hat er in der Schenke „Zum grünen Kranz" verkündet, er würde ohne Zögern seine Seele dem Teufel verschreiben, wenn er eine gewisse Margarete, das Dienstmädchen des Bürgermeisters, bekäme.
Besagte Margarete (man nennt sie hier Gretchen), ist ein bedeutungsloses dummes Geschöpf, bigott und verschüchtert, eine künftige Betschwester nach allen Regeln der Kunst, ein dummes Gänschen, das vor den Flüchen und Grillen seiner Brotgeber zittert, ein abergläubisches Dummerchen, das sich nur im Beichtstuhl wohl fühlt, aber in Wirklichkeit voller Begierde, sie bibbert nur so in den Nächten danach, daß sie endlich jemanden zwischen ihre spitzigen Knie schließen kann. Auch sie und ihre gutgläubige Mutter werden bei der Realisierung unseres Planes von Nutzen sein, dessen versichere ich Dich. Im ganzen jedoch wird, so meine ich, Margarete bei unserem großen Experiment eine bloße Nebenepisode sein, auch wenn die Menschen sie nachträglich vergrößern und, wie ich sie kenne, ausschmücken und besingen werden, obwohl es sich dabei nur um eine landläufige Schweinerei von Faust handelt. Aber den festen Boden, auf dem wir aufbauen können, wird die Eitelkeit und Eigenliebe dieses selbsternannten Gelehrten und Laureaten darstellen, seine geheime Sehnsucht nach Einfluß und Ruhm, die er geflissentlich und mit großem Erfolg in die Sehnsucht nach Erkenntnis kleidet, nach Beherrschung der Natur durch den Geist, in das Bemühen um Ordnung inmitten des Chaos, um Humanität inmitten der Barbarei usw. Faust ist von Kopf bis Fuß unser Mann, darauf mein Wort.
Selbstverständlich muß man in Betracht ziehen, daß er auf seine Art eben doch Format hat. Er hat keinen offiziellen wissenschaftlichen Grad erworben, ist aber weder beschränkt noch ein Ignorant.
Das Zauberbuch des Nostradamus hat er im kleinen Finger, und was noch wichtiger ist – was er weiß, das versteht er wirksam und ansprechend darzubieten. Neulich habe ich ihn gehört, wie er suggestiv, für einen Laien ungeheuer eindrucksvoll, darüber meditierte, ob am Anfang das Wort, der Begriff, die Kraft oder die Tat war – als wäre das nicht schnuppe.
Ich glaube, dieser Herr Faust würde mehr als ein paar Tropfen seines Blutes für die Unterschrift opfern, wenn ihn endlich einmal jemand ernst nähme, wenn jemand seine lückenhaften Kenntnisse aus der Antike, insbesondere seine naiven, schwülstigen Vorstellungen von der schönen Helena ernst nähme, seine pseudophilosophischen Entdeckungen, beispielsweise seinen „Erdgeist" und derlei, wenn sich jemand mit seinen größenwahnsinnigen Vorstellungen über die Fähigkeiten des menschlichen Verstandes identifizierte, wenn ihm jemand seinen krankhaften Egozentrismus und Individualismus verziehe, seine Erotomanie und Genußsucht und – dies vor allem: Wenn jemand seine unrühmliche Paukervergangenheit mit einem dichten Nebel verhüllte und ihm ermöglichte, ein sogenanntes neues Leben zu beginnen.
Persönlich zweifle ich nicht daran, daß er dafür mit Freuden seine Seele hingäbe, aber darum geht es uns ja hier ausnahmsweise nicht: Faust – und davon habe ich mich um so fester überzeugt – ist gerade jener Sterbliche, der es uns ermöglicht, unsere Rechnung mit jenem Herrn im Himmel zu begleichen, der ein Denkmal unseres Scharfsinns, ein Instrument zur Beherrschung der Geister, ein unverzichtbares Argument in unseren Händen wird. Verlaß Dich auf mich, mein Fürst.
Freilich wird es keine leichte Operation sein. Gestützt auf das sogenannte Beste in diesem Gewaltmenschen, auf seinen höllischen Ehrgeiz und die unterdrückten Triebe, auf seine Exzentrizität und Überheblichkeit, auf sein manisches Bemühen, das Unbegreifliche zu begreifen – das Wesen und den Sinn des Lebens zu Beispiel, billiger macht er es nicht –, auf seinen verzehrenden Durst nach einem Augenblick wahren Glücks, bei dem am Ende eines vergeudeten, leeren Lebens er auszuruhen hofft, habe ich einige Grundsätze unserer Strategie ausgearbeitet.
Vor allem dürfen wir Faust nicht zu erkennen geben, daß wir ihn für einen Niemand halten, genauer gesagt, daß wir wissen, daß er einer ist. Im Gegenteil, wir müssen ihn ostentativ mit seinen eigenen Augen sehen: als den Einzigen, der danach strebt, zum Kern der Dinge vorzudringen, während alle anderen sich mit der Oberfläche begnügen, als den Einzigen, der sich aus dem Elfenbeinturm zum grünen Baum der Wirklichkeit und Praxis durchschlägt, während alle anderen in den grauen Öden der Theorie wühlen; als den Einzigen, der fähig ist, die Zeit zu überbrücken, sie mit reiner Wissenschaft zu füllen, mit Humanismus, mit wahrer Größe. Auf diesen Leim wird Faust uns gehen.
Ferner müssen wir uns auf jene Seiten in Fausts unrühmlichen Charakter orientieren, die für unseren Plan die Stellen des geringsten Widerstandes bilden. Unter einem Vorwand muß man seiner Neigung zum Trunk und zur Geselligkeit mit ausgelassenen Kumpanen nachkommen – man hat mir in diesem Zusammenhang ein gewisses Lokal zweifelhaften Rufs empfohlen, Auerbachs Keller in Leipzig.
Ferner muß man seine abergläubische Wertschätzung für die übernatürlichen und magischen Kräfte ausnutzen, die Hand in Hand geht mit Mißerfolgen auf dem Feld der Wissenschaft. Einige Tricks werde ich eigenhändig besorgen, andere lasse ich auf hohem Niveau in einem Hexenunterschlupf vorführen, wo man über Spezialistinnen disponiert und nach der technischen Seite bestens ausgestattet ist. Man muß ihn an Orte führen, die auf sein sentimentales und neurotisches Naturell wirken, durch alles mögliche schaurige Gestrüpp, durch Grotten, wilde Gebirgsszenerien, romantische Gärten und Parks, unter erhabene Domgewölbe und in den Strudel der Walpurgisnacht: Dann wird Herr Faust butterweich.
Aber vor allem – und das ist eine Frage, die einer unverzüglichen Lösung bedarf – muß man Faust einen Gegenspieler geben, einen Partner mit Niveau, einen initiativreichen Führer und Verführer.
Anfangs, das gestehe ich, mein Fürst, war ich gesonnen, Dir in aller Bescheidenheit vorzuschlagen, mich selber mit dieser ehrenhaften Aufgabe zu betrauen. Aber nach reiflicher Überlegung und besonders nach Beendigung der klinischen Beobachtung obengenannten Johann Fausts habe ich mich entschlossen, Dir einen anderen Kandidaten ans Herz zu legen.
Es steht fest, daß wir zu Faust nicht einen x-Beliebigen schicken dürfen, einen Dilettanten, Anfänger oder Hasardeur; daß diese Mission mit in die Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende wirkenden Folgen für die Erde und die Hölle, aber vor allem für den menschlichen Geist von unserem Kollegen perfekt, ohne Fehl und Tadel, sozusagen mit einer gewissen Bravour gemeistert werden muß. Es steht gleichfalls fest, daß der Betreffende nicht nur über das Talent eines Schauspielers verfügen muß, sondern auch über bedeutende psychologische Erfahrungen und angeborene Intelligenz, von einer virtuosen Redegabe, Sprachkultur und einem pro-

Höllenfürsten Satan

Peter Karvaš

Illustration: Christa Unzner-Fischer

fessionellen rhetorischen Minimum ganz zu schweigen.

Aber mich bedrückt auch, er darf mit Rücksicht auf das Endziel unserer Aktion den Doktor Faust auch nicht überragen! Sonst könnte er nicht für ihn einspringen, notfalls als sein Spiegelbild auftreten, die Rolle des ergebenen Dieners spielen. Faust ist wie alle heimlichen Halbgebildeten ungewöhnlich raffiniert – er würde unseren Kollegen auf den ersten Blick durchschauen. Raffinesse ist die Klugheit der Dummköpfe.

Und so schlage ich Dir, mein Fürst, vor, im Zusammenhang mit dieser nicht leichten Mission unseren jungen Freund Mephistopheles in Erwägung zu ziehen.

Er verfügt über ein vortreffliches, auf Frauen wirkendes Erscheinungsbild, einen schönen sonoren Baß, einen ausgesuchten Wortschatz, und er versteht es, gegebenenfalls auch in Versen zu sprechen. In ihm verbindet sich die Suggestivität des Teufels aus den Mysterien mit der Unterhaltsamkeit des Kaspers aus den Puppenspielen. Er ist redselig genug, daß Faust zu ihm Vertrauen fassen kann und vor ihm keinen Minderwertigkeitskomplex bekommt (erinnere Dich, mein Fürst, an die geradezu jungenhafte Offenheit, mit der Mephisto jedermann gegenüber bei der ersten Begegnung kundtut, er sei „der Geist, der stets verneint", und „So ist denn alles, was man Sünde, Zerstörung, kurz das Böse nennt, mein eigentliches Element" und so weiter – einer solchen hinreißenden Naivität kann man einfach nicht widerstehen!). Aber zugleich steht er philosophisch auf der Höhe der Zeit; außerdem liebt er den Frontalangriff, was uns ehrt („Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft, laß nur in Blend- und Zauberwerken dich von dem Lügengeist bestärken..." oder: „Nachher, vor allen anderen Sachen, müßt Ihr Euch an die Metaphysik machen! Da seht, daß Ihr tiefsinnig faßt, was in des Menschen Hirn nicht paßt..." das nenne ich: die Karten auf den Tisch!), und schließlich ist er ein zuverlässiger, ausgepichter Antiklerikaler, weiß Bescheid über das schwache Geschlecht, und als Organisator ist er unübertrefflich. Aber was Mephisto für diese nicht leichte Aufgabe besonders qualifiziert, sind meines Erachtens seine Beschränktheit und seine Mängel.

Ein relativ durchdringender, das heißt mit allen Wassern gewaschener Geist, über den ein Abenteurer vom Typ unseres Faust disponiert, muß auf den ersten Blick erraten, daß Mephistos Egoismus, seine Ehrsucht, sein Negativismus, seine Gier nach Macht, die Allergie gegenüber dem gesunden Verstand im Wesen Kinkerlitzchen sind. Daß die Qual, wie sie für einen Menschen und die Menschheit aus Mephistos Sinn für die zersetzende Irrationalität, aus seiner Abscheu vor der schöpferischen Philosophie hervorgehen kann, aus seinem leidenschaftlichen Wahlspruch „carpe diem", genieße alle Genüsse bis zur Neige, spekuliere nicht, sondern raffe, erkenne nicht und wisse nicht, sondern sei geschickt, befriedige die Sinne und pfeife auf die Zukunft – daß alle diese Qualen Kinkerlitzchen sind im Vergleich zu den Qualen, die sich und anderen ein Mann vom Schlage unseres Faust bereitet!

Daß die wirkliche Qual nicht durch Mephistos Klügelei, sondern durch Faustens Weisheit ausgelöst wird! Nicht Mephistos Verachtung des schöpferischen Nachdenkens über das Wesen der Dinge, sondern Faustens furchtbare Erkenntnis, daß nichts zu Ende gedacht werden kann! Nicht Mephistos amateurhafte Intrige mit einer dummen Gans vom Dorfe, die ihr Kind umbringt, sondern Faustens Erfahrung, daß der Traum von der weiblichen Vollkommenheit, mit Gretchen beginnend und mit Helena endend, Lug und Trug ist! Nicht Mephistos durchsichtige Sophistik und Spiegelfechterei, sondern Faustens unerschütterliche Erkenntnis, daß sich die Frage nach dem Geheimnis und Wesen unseres Seins einfach nicht beantworten läßt...

Deshalb bin ich mit allen fünf Sinnen für unseren eleganten und musisch begabten, fotogenen und allseitig anziehenden jungen Freund Mephistopheles. Er hat alle Gaben der Hölle, damit selbst ein nur wenig urteilsfähiger und kritischer Sterblicher über kurz oder lang begreift, daß die höllischen Eigenschaften Faustens die des Mephistopheles weit überragen! Daß Mephistopheles mit seinen kleinen Verlockungen und Leiden das reinste Unschuldslamm im Vergleich zu Faust ist, mit seiner unersättlichen und unstillbaren kosmischen Neugier, mit seinem hoffärtigen Streben nach Unerreichbarem, mit seinem quälenden Aufrichten von Marksteinen und Zielpfählen, auf dem Wege zu denen jeder unausweichlich kläglich scheitern muß, mit seiner Wollust, mit seiner Gier nach Charakterlosigkeit in den heiligsten Dingen der Liebe, mit seinen absurden, unrealen, perversen Vorstellungen von Wahrheit, Schönheit, vom Leben.

Mit anderen Worten, Mephistopheles ist der beste unserer Spezialisten, den wir zur Verfügung haben, damit den Menschen dämmert, daß unser Mann im besten Sinne des Wortes, der wahrhafte Diener der Hölle, der wirkliche Teufel überhaupt nicht er, Mephistopheles, ist, sondern der Doktor Faust! Daß nicht Mephisto, sondern Faust uns die gleichberechtigte Partnerschaft mit Gott gewährleistet! Daß nicht Mephisto, sondern Faust hinken und einen Pferdefuß haben sollte, in Gestalt eines schwarzen Pudels oder eines Ziegenbocks durch die Welt gehen sollte, in jedem Fall aber mit einem Teufelsschwanz.

Mit einem Wort: Daß das, was der Menschheit von Mephisto und von uns überhaupt winkt, Lappalien sind im Vergleich mit der wirklichen Gefahr, die ihr von Faust droht: nämlich alle Verzweiflungen und Schrecknisse des Menschengeschlechtes, die daraus hervorgehen, daß der Mensch nur ein Mensch ist, und daß er Fragen stellt. Ich weiß natürlich, mein Fürst, daß sich wie allen Dingen auf dieser Welt auch dieser unserer scharfsinnigen Operation am Ende Schreiberlinge und Skribenten und alle möglichen bedeutungslosen Verseschmiede bemächtigen werden. Daß sie aus dem halbgebildeten Abenteurer einen gelehrten Professor machen werden, aus unserem lieben und naiven Mephisto den Genius der Negation und den Dämon des Verderbens, daß sie unser großzügiges Experiment auf die übliche Verrichtung A – 3/VII alpha reduzieren werden (die Gewinnung einer Seele durch die Unterschrift mit dem eigenen Blut als Preis für die irdische Glückseligkeit), daß sie aus unserer großartigen Demonstration vor Gottes Ohnmacht dem Menschen gegenüber, der wissen will, etwas Profanes und Banales machen werden, zum Beispiel eine demonstrative Wette und dgl. Aber was kann uns das scheren?

Sollen sie von uns leben und fett werden, diese Komödianten und Musikanten, ruhmsüchtigen Federfuchser und Drucker, an der Sache ändert das nichts. Wir haben einen wirklichen Trumpf gegen den bis vor kurzem Allmächtigen gefunden, die Verkörperung der Hölle, die Verkörperung des Zweifels, der Unerreichbarkeit und Fruchtlosigkeit allen Strebens: den Doktor Johann Faust, den wahren Teufel in Person.

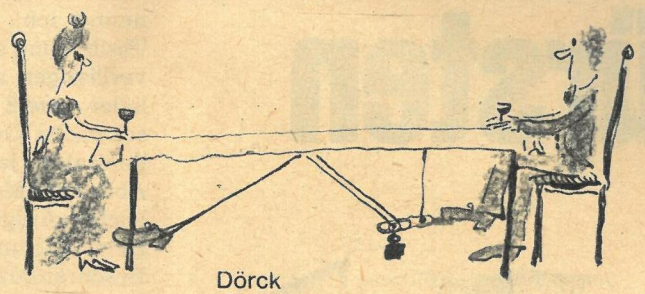
Ich harre Deiner Direktiven betreffs des genauen Termins der Operation.

Beelzebub

Deutschland, Januar 1530

Ich schwör es gern in jede Taxusheck,
graviert es gern in jedes Eßbesteck,
ich sät es gern als lecker grüne Saat
ins Gartenbeet mit Kohlkopf und Salat,
in alle Marzipane möcht ich's drücken
und spicken gern in alle Hasenrücken
und zuckerzäh auf alle Torten schreiben:
Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben!

Hanns von Gumppenberg



Dörck

Tafelspitzen

Ironie ist der Weg und Übung zur Laune.

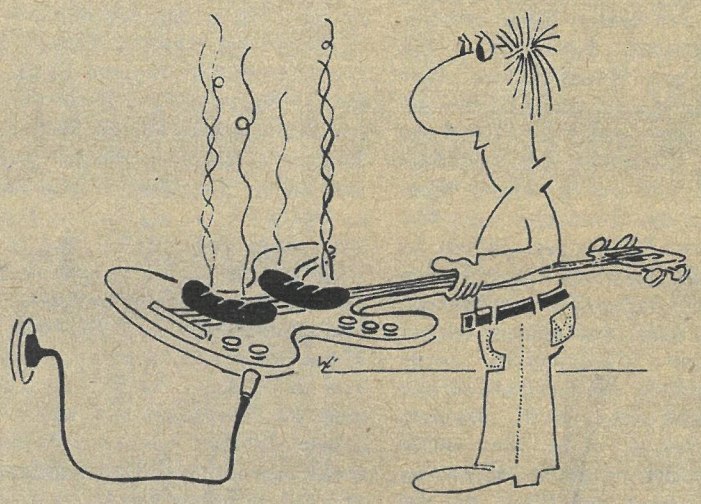
Jean Paul

★

Leute, die über den Wissensdurst getrunken haben, sind eine gesellschaftliche Plage.

Karl Kraus

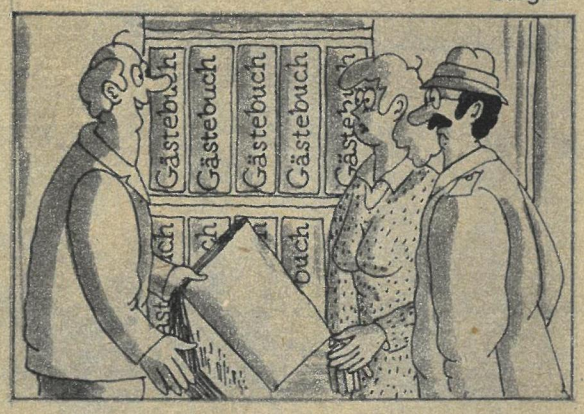
Ein Mensch, der nur Wasser trinkt, hat ein Geheimnis, das er vor seinesgleichen verbergen muß. Ch. Baudelaire



Läpke

Steger

Steger



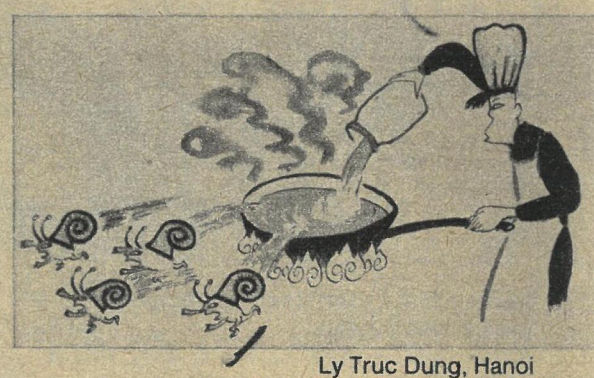
„Da merkt man erst, wie wenig Zeit man für sich selbst hat!"

Appetitlich muß eine Fischpastete sein, schamlos in ihrer ganzen Nacktheit, damit sie eine gehörige Versuchung sei.

Anton Tschechow

Kasanewski, Kiew

Worobjow, Shauliai



Ly Truc Dung, Hanoi

Hausgemachtes

Ach, wie bald verläßt der Friede den häuslichen Herd, wenn er an maßgebender Stelle keine kulinarischen Kenntnisse vorfindet!

Wilhelm Busch

★

In einer harmonischen Ehe muß sich der Mann nahtlos in das Interieur der Wohnung einfügen.

Gennadi Malkin

★

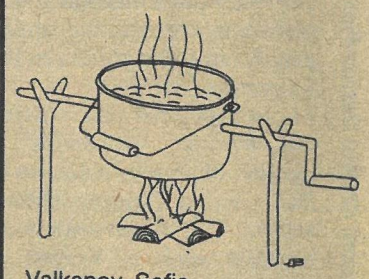
Wer täglich herumrennt, wird fremd in seinem eigenen Hause, wer immer in Zerstreuung lebt, wird fremd in seinem eigenen Herzen.

von Knigge

Ach, mein Sohn, schlecht ist es, wenn die Menschen nicht mit dem Verstand, sondern mit dem Reichtum glänzen.

Tschingis Aitmatow

Der „In-der-Taille-wird-mir-die-Wohnung-wohl-etwas-eng-werden"-Schneck von Steger



Valkanov, Sofia

Mein Magen hat wenig Sinn für Unsterblichkeit. H. Heine

Ein ganz Tugendhafter muß viel Geist oder Feuer haben, um nicht langweilig zu sein.
Jean Paul

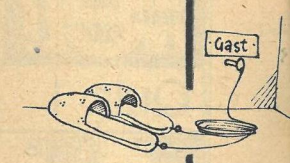
★

Werfe in einen Brunnen, aus dem du getrunken, keinen Stein.

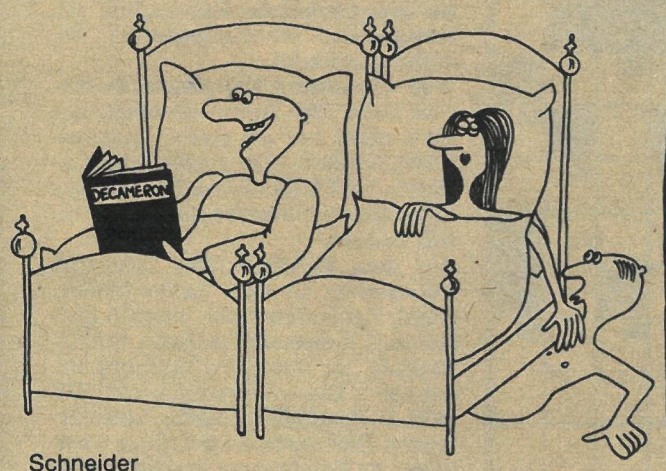
Rezept: Gastspiele

1. Seltener Gast – glückliche Last!
2. Lieber Gast – süße Last!
3. Dauergast – saure Last!

G. Rzehaczek



Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber;
Grafik: Martin Kotsch



Schneider

Tesler, Moskau

Chinesisch:

Der seßhafte Gast

Jemand besuchte gern seine Freunde, und sobald er ihr Haus betreten hatte, war es sehr schwer, ihn wieder hinauszubekommen. Einmal war jemand, den er mit seinem Besuche beehrt hatte, seiner Gesellschaft müde geworden, wußte aber nicht, wie er ihn loswerden sollte, da er ihn doch nicht gut gehen heißen konnte. Er trat also ans Fenster und betrachtete den Himmel. „Die Wolken ziehen sich zusammen", sagte er, „es wird bald regnen." Sein Gast erwiderte: „Wenn es nach Regen aussieht, so kann ich jetzt noch nicht gehen, denn der Regen könnte mich ja unterwegs überraschen." Der unglückliche Wirt, dem sein Plan gescheitert war, zermarterte sich sein Gehirn nach einem anderen, und abermals trat er zum Fenster und schaute nach dem Himmel. „Die Wolken haben sich verzogen", erklärte er, „und es wird wohl gar nicht regnen."
Mit unerschütterlicher Ruhe erwiderte hierauf sein Gast: „Wenn es nicht regnen wird, brauche ich mich auch nicht zu beeilen. Ich bleibe also gerne noch länger, wenn es dir angenehm ist."

Russisch:

Der Beinahe-Freund

Als ich gestern durch unsere Straße ging, klopfte mir plötzlich jemand auf die Schulter. Ich sah mich um und blickte einem Unbekannten ins Gesicht. „Ach, entschuldigen Sie, ich dachte – ein Freund…", murmelte er und wandte sich zum Gehen. „Hören Sie", rief ich ihn zurück, „mögen Sie wenigstens Musik?" Bereitwillig drehte er sich noch einmal um: „Sie ist meine große Liebe: Bach, Strauß, Vivaldi…"
„Wissen Sie, Ihnen kann ich es ja sagen, manchmal singe ich. Ich sitze einfach da und höre plötzlich, wie in meiner Seele ein Ton erklingt, wie er die Brust zum Überquellen bringt und hinausdrängt… Dann verziehe ich mich ins Badezimmer, lasse Wasser in die Wanne laufen und – singe. Wahrscheinlich ist das ein bißchen übergeschnappt…"
„Ach was. Ich schreibe dafür manchmal nachts Gedichte. Wenn die Sterne gar zu aufregend funkeln…"
„Also da würde ich gern das eine oder andere von Ihnen hören!" „Und ich wäre erfreut, wenn Sie für mich singen könnten! Ich lade Sie ein!"
„Vielleicht gehen wir auch einmal ins Konzert?" „Machen eine Bootsfahrt, den Fluß hinunter!" „Schlendern durch die Tretjakowka." „Oder gehen zum Fußball?" „Und dort freuen oder ärgern wir uns gemeinsam über unsere Lieblingsmannschaft…" „Unbedingt. Für welche Mannschaft sind Sie?" „Für ‚Torpedo' natürlich. Und Sie?"
„Ich…", er hielt einen Moment inne und flüsterte: „…und ich bin für ‚Dynamo'. Verzeihen Sie, daß ich Sie angesprochen habe. Ich dachte – ein Freund…" Und langsam ging er davon.
(Aus dem Russischen von G. Ettrich)

Bulgarisch:

Falsches Häschen

Ich hatte mich in meine Kollegin Lili verliebt. Doch fehlten mir die Worte, es ihr zu gestehen. So lud ich sie und meine Abteilung zum Essen ein, briet traumhafte ägyptische Fleischpasteten. „Großartig!" schwärmten alle. Ich machte mich mit dem Erlesensten der internationalen Kochkunst bekannt, meine Kollegen waren ständig bei mir zu Gast, spornten mich zu immer raffinierteren Kreationen an. Vergeblich jedoch wartete ich auf Lilis Begreifen. Endlich aber nahm sie mich doch zur Seite, küßte mich und flüsterte zärtlich: „Bitte, Lieber, morgen sollst du mal bei mir kochen… für mich – und meinen Verlobten!"
(Aus dem Bulgarischen von H. W. Güttel)

Weinseligkeit
Wein, du der Erde gestirnter Sohn.

Ich liebe beim Gespräch auf dem Tisch das Licht einer Flasche verständigen Weines.

Pablo Neruda

Je schöner der Abend, desto entbehrlicher die Gäste.

G. W. Heyse

Tafelfreuden besänftigen durch Spiel und Liebe erregte Gemüter und versöhnen die Menschen, ehe sie sich schlafen legen.

Vauvenargues

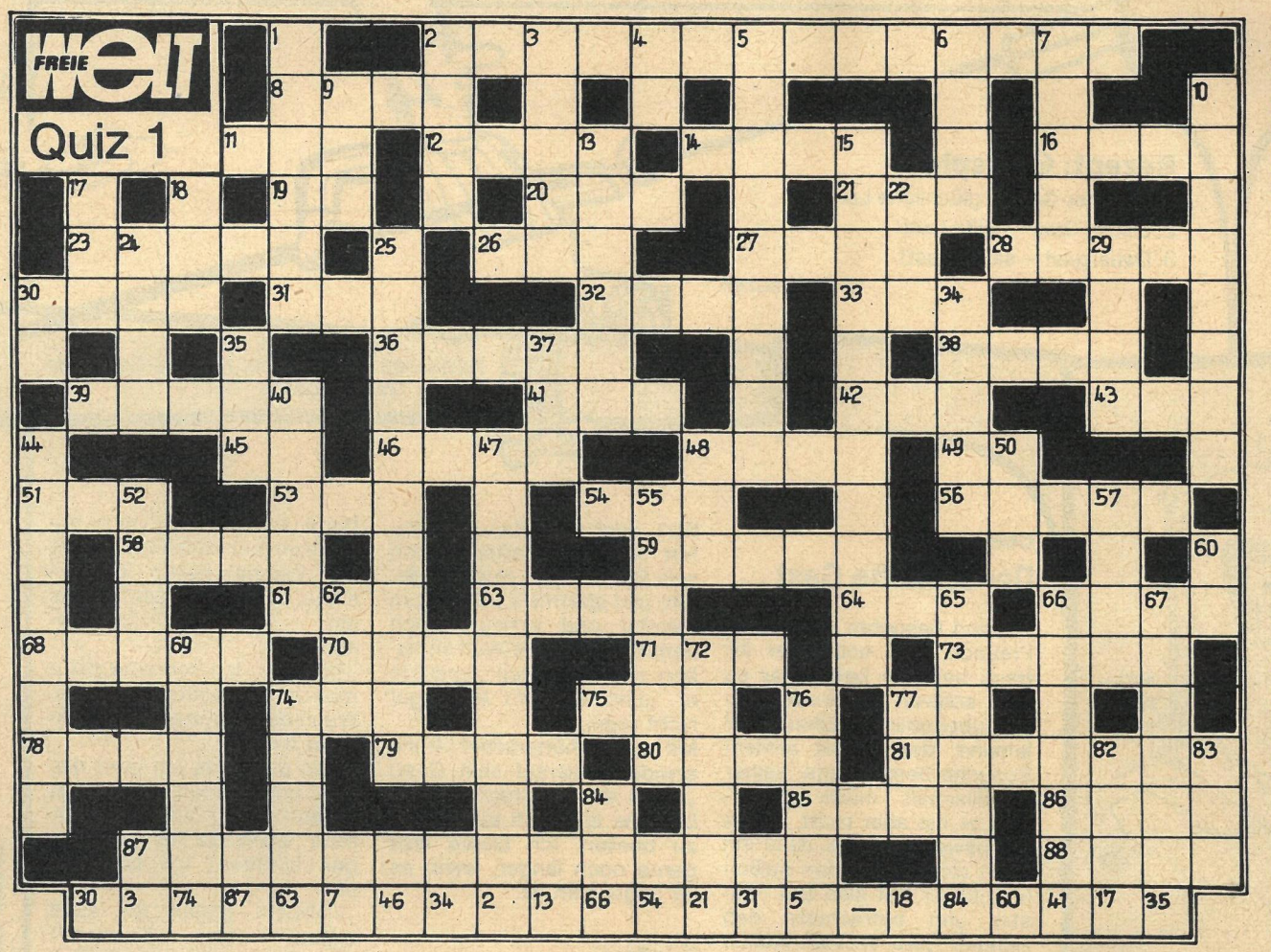
2

Wochenspruch

Ein kluges Weib faßt jedes Töpfchen am rechten Henkel an.

Das Essen war so gut, es verdiente knieend eingenommen zu werden. H. Heine

Der Magen ist ein Egoist, der kein Mitgefühl für die Erschütterungen des Herzens hat. C. Tillier



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 2. der Treffpunkt im Zentrum unserer Hauptstadt, 8. Gebirge im S der UdSSR, 11. europ. Inselbewohner, 12. Gegenstand, Sache, 14. Flugzeug- bzw. Schiffsbesatzung (engl.), 16. nordamerikan. Indianerzelt, 19. chem. Zeichen für Molybdän, 20. Zahlwort, 21. sowj. Mitautor des Romans „12 Stühle", 23. Angehöriger früherer irisch-keltischer Stämme, 26. ein Reinigungsmittel, 27. Nagetier (jagdbares Wild), 28. Berg im Böhmerwald, 30. Bezirk der DDR, 31. strikte Verneinung, 32. Fluß durch Leningrad, 33. Herrenschoßrock (Kurzw.), 36. Ostseebad der DDR, 38. altperuanische Herrscherkaste, 39. ein Finkenvogel, 41. Ferment im Kälbermagen, 42. rillenförmige Vertiefung, 43. Zeitmesser, 45. Fluß in Oberitalien, 46. großer Raum, 48. schmale Durchfahrt, 49. westsibir. Strom, 51. Lebensbund, 53. französ. Schriftsteller des 19. Jh., 54. Erosionsnische vor Hochgebirgswänden, 56. Gesichtsteil, 58. banktechn. Begriff, 59. asiat. Wasserrose, 61. Rage, 63. Ausflug zu Pferde, 64. griech. Insel, 66. japan. Reiswein, 68. österr. Bezeichnung für Schlagsahne, 70. Stadt südl. von Moskau, 71. Honigwein, 73. brasilian. kommunist. Schriftsteller, 74. Trinkstube, 75. sowj. Schachgroßmeister, 77. sowj. Flugzeugtyp, 78. lateinisch: Werk, Kunstwerk, 79. Mühlenerzeugnis, 80. Schriftsteller der DDR („Der Junge aus dem Hinterhaus"), 81. bedeutender sowj. Augenarzt (gest. 1956), 85. bedeutender rumän. Maler und Grafiker des 19. Jh., 86. italien. Fluß zur Adria, 87. eine vielbesungene Straße unserer Hauptstadt, 88. Staat in Vorderasien.

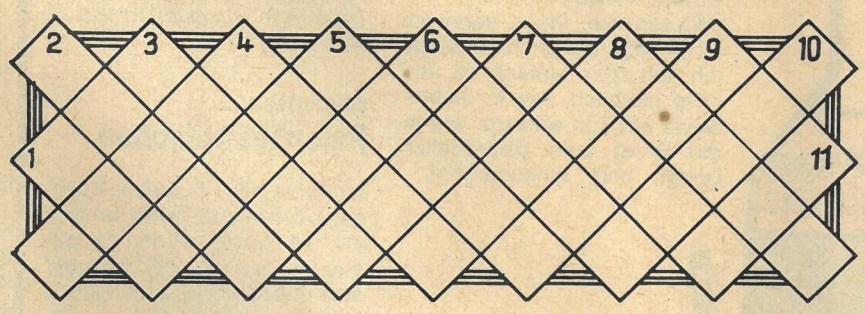
Senkrecht: 1. bedeut. sowj. Kameramann und Dokumentarfilmregisseur (gest. 1978), 2. Verdi-Oper, 3. österr. Komponist der Oper „Dantons Tod", 4. Flächenmaß, 5. russ. Lyriker und Dramatiker (gest. 1816), 6. sportl. Rennen, 7. Angehöriger eines Volkes (und ASSR gleichen Namens) im Wolgaland, 9. Männername, 10. die Besucherzahlen dieses Anziehungspunktes unserer Hauptstadt überschreiten immer die Millionengrenze, 13. Komponist und Schöpfer der russ. Kunstmusik (gest. 1857 in Berlin), 15. russ.-sowj. Dramatiker („Optimistische Tragödie"), 17. japan. Heiligtum bei Osaka, 18. Riesenschlange, 22. dichterisch: Löwe, 24. sowj. Schwarzmeer-Halbinsel, 25. höchstes Wahrzeichen unserer Hauptstadt, 29. Farbe, 30. altjapan. Brettspiel, 34. zweiter sowj. Kosmonaut, 35. Name eines Stadions in Budapest, 37. Rheinnebenfluß, 40. russ.-sowj. Dramatiker („Am Tage der Hochzeit"), 44. Name eines Interhotels in unserer Hauptstadt, 47. sowj. Hafenstadt im Wolgadelta, 48. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 50. svw. Kurort, 52. landwirtschaftl. Gerät, 55. sowj. Maler und Grafiker (gest. 1970), 57. Bezeichnung für eine Maßeinteilung, 60. Skatausdruck, 62. Skulptur des Naumburger Doms, 65. Salzwerk, 66. Überlandmarsch mit Trägern in Afrika, 67. Strahlenkranz um die Sonne, 69. Führer des Kosaken- und Bauernaufstandes von 1670/71 in Rußland, 72. Stadt a. d. Bode, 74. Überbringer, 76. früherer Lanzenreiter, 77. Firmenzeichen des VEB Automobilwerke Ludwigsfelde, 82. nordostspanischer Küstenfluß, 83. koreanische Währungseinheit, 84. Hühnerprodukt.

Wer wie unsere Hauptstadt in diesem Jahr 750 Jahre alt wird, der wird nicht nur an einem Tage gefeiert, sondern das ganze Jahr hindurch. Und folglich bezieht sich das Lösungswort unseres heutigen Rätsels auf sie.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, erwartet Ihre Antwort auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 1 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 21. Januar 1987 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 4/1987 der FREIEN WELT. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark



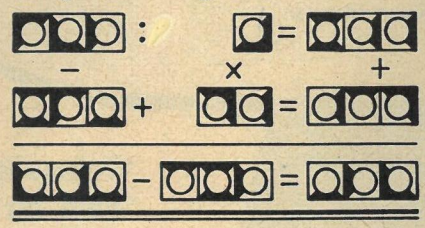
Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. altgriech. Hirtengott, 2. Teilbeträge, 3. tschech. Männername, 4. südamerikan. Vogel (Pfefferfresser), 5. oriental. Markt, 6. körniger Niederschlag, 7. Hauptstadt des brasilian. Staates Rio Grande do Norte, 8. wüstenhafte Halbinsel Vorderasiens, 9. Handlung.

Von der Zahl nach links unten: 3. Vorgebirge, 4. Bewohner einer ASSR im Wolgaland, 5. Nachkommen der niederländ. Kolonisten in Südafrika, 6. gebogener Eisenstift, 7. Nasenlaut, 8. französ. Schriftstellerin, 9. Bezeichnung für den Gehalt einer Lösung an chemisch wirksamer Substanz, 10. künstl. Wasserstraße, 11. Gebirgseinschnitt.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der letzte Buchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:

Lein – Puder – Senn – Hera – Kitt – Henne – Rudel – Kinn

Die neuen Endbuchstaben – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen nordamerikanischen Schneesturm.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

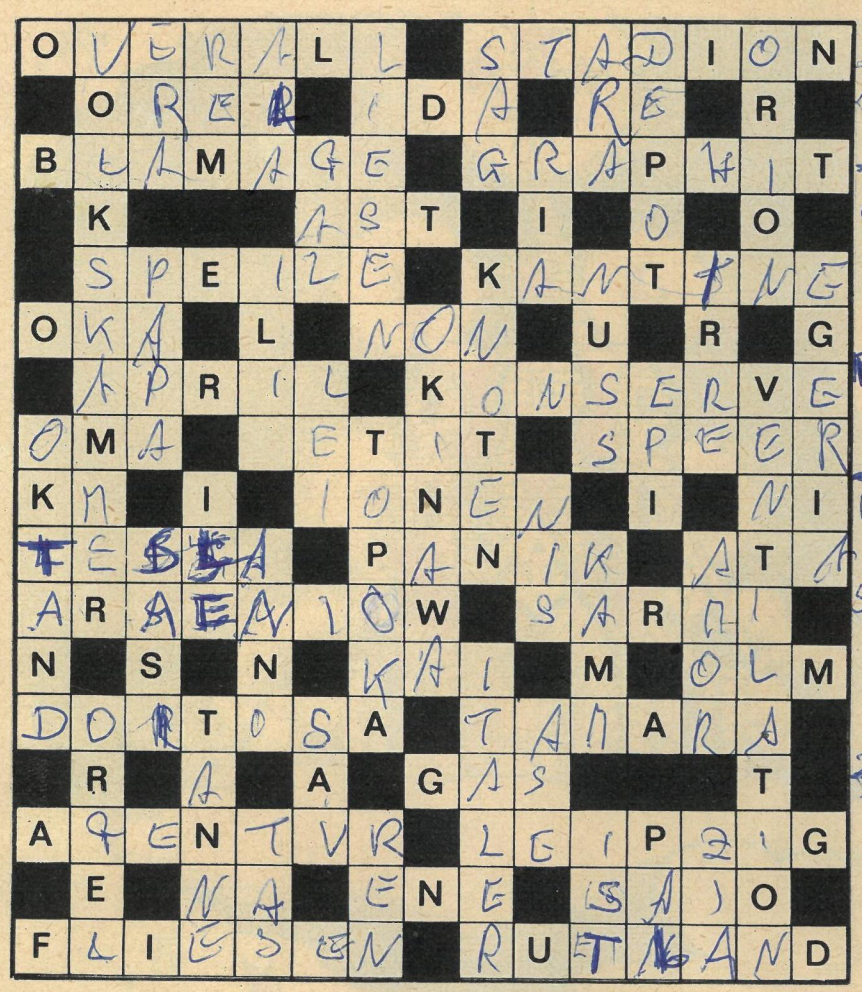
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schabilinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30

Politik: Günther Wolfram
Tel.: 2 44 26 67
*
Kultur: Helmut Zemke i. V.
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. oberitalien. Stadt am Adige, 2. Adlerstein (ein Eisenmineral), 3. lateinisch: im Jahre, 4. ein Scheuerpulver, 5. Angehöriger eines altnord. Göttergeschlechts, 6. Baumteil, 7. Papageienart, 8. Monatsname, 9. Vertretung; Geschäftsstelle, 10. Liebesgott, 11. russ.-sowj. Ethnograph und Schriftsteller, Erforscher des Fernen Ostens (gest. 1930), 12. Bloßstellung, Beschämung, 13. Lager, Aufbewahrungsort, 14. Fluß im südl. Peru, 15. römische Quellnymphe, 16. Arno-Nebenfluß, 17. griech. Vorsilbe (svw. daneben, darüber), 18. keramische Platten als Wand- oder Fußbodenbelag, 19. Maß der Beschleunigung (nach Galilei), 20. ein Mineral (Modifikation des Kohlenstoffs), 21. ein Brennstoff, 22. Erfüllungsstand, 23. französisch: Insel, 24. eine Kunstsprache, 25. Bezeichnung für die im 2. Jahrtausend v. u. Z. nach Italien eingewanderten indoeuropäischen Stämme, 26. elektrisch geladene Masseteilchen, 27. Ausweglosigkeit, 28. rumän. Ortschaft südöstl. von Arad, 29. Schiffsanlegestelle im Hafen, 30. Haarpflegegerät, 31. Erfrischungsraum in Betrieben, 32. Fadenschlinge, 33. in luftdicht verschlossenem Behälter eingemachtes Nahrungsmittel, 34. Kilometer (Abk.), 35. Schiefer, Fels, 36. Bezirk der DDR, 37. Bauchfett vom Schwein, 38. chem. Zeichen für Natrium, 39. jugoslaw. Bezirksstadt in Serbien, 40. französisch: nein, 41. hartschalige Frucht, 42. chem. Zeichen für Nickel, 43. Wolganebenfluß, 44. ein Winkelmeßgerät, 45. einteiliger Hosenanzug, 46. größtes Tasteninstrument, 47. Großmutter, 48. größte der japan. Riukiuinseln, 49. Dnepr-Nebenfluß, 50. Sternbild des nördl. Himmels, 51. Schwanzlurch, 52. Abk. für die USA-Luftfahrtgesellschaft Pacific Air Lines, 53. plötzlicher Schrekken; Verwirrung einer Menschenmenge, 54. svw. Vater, 55. Skatausdruck, 56. Maßeinheit der Röntgen-Äquivalentdosis, 57. Mädchenname, 58. Titel eines Romans von Jonas Lie, 59. Nordlandtier, 60. Küstenort im NW der Insel Irian, 61. weibl. Schwein, 62. ein Wurfsportgerät, 63. japan. Stadt nördl. von Tokio, 64. dünne Rundhölzchen zum Verschließen von Wurstenden, 65. russ. Abk. für UdSSR, 66. große Sportkampfstätte, 67. saugende Strömung, 68. russ. Mädchenname, 69. Nadelbaum, 70. jugoslaw. Physiker (gest. 1943), 71. sowj. Fluß zum Ob-Busen, 72. ostspanische Stadt am Beginn des Ebro-Deltas, 73. Hauptstadt des USA-Staates Kansas, 74. Lüftung, Luftwechsel, 75. oberste Volksvertretung der DDR, 76. Nebenfl. d. Mokscha b. Tambow.

Füllrätsel

1. durch Strandwall vom offenen Meer abgeschnittener, flacher Meeresteil, 2. Gestalt aus „1001 Nacht“, 3. Jagdruf, 4. dem Betrachter zugewandte Linse in optischen Geräten, 5. westafrikan. Republik.

1	L	A			
2		L	A		
3			L	A	
4				L	A
5					L	A

Um die Ecke gedacht

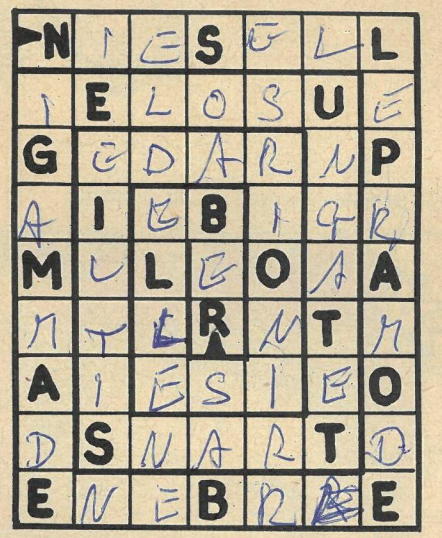
Gesucht wird „jemand, der auf Gartenhäuschen pfeift“.

Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln: Tank – Palme – Peso – Kain – Blase – Pirat
Die Anfangsbuchstaben der neuen Begriffe ergeben den Namen eines genialen deutschen Dichters (1777–1811).

Wörterband

Von außen nach innen: Feiner Regen – Aussatz – Zeitgeschmack – Nachlaßempfänger (Mz.) – niederländ. Stadt – Zauberkunst – Kennwort – griech. Göttin der Verblendung – Roman von Anna Seghers – vertontes Gedicht – griech. Dichter um 600 v. u. Z. – Berg bei Innsbruck – inneres Organ
Von innen nach außen: Aufrührer – italien. Fluß zur Adria – Sultanserlaß – größte Wieselart – Hundeschlitten der Tschuktschen – chem. Zeichen für Tantal – Antilopenart – konserviertes Hühnerprodukt – griech. Buchstabe – Stern im Sternbild Schwan – nordamerikan. Sänger u. Schauspieler in der DDR (gest. 1986) – Kalifenname – Titelgestalt bei Andersen-Nexö – philosophischer Begriff.



Auflösungen aus Heft 26/1986

Kreuzgitter, Waagerecht: Magocs (43), Sima (65), Item (32), Plane (57), Ales (5), Salami (62), Garage (25), Tier (72), Karte (34), Kien (35), Erg (19), Waterloo (78), Era (22), Eni (24), Dwina (16), Ilam (30), Ole (50), Motel (45), Kost (37), Semipalatinsk (63), Wels (80), Daten (15), Gnu (27), Esel (21), Tasso (70), Ras (59), Alm (3), Tarantel (69), Ava (7), Lama (38), Angel (10), Oral (52), Anatom (13), Indira (31), Otto (54), Marat (41), Ines (33), Tree (73), Ernest (17).

Senkrecht: Mister (47), Atair (2), Gelege (26), Omar (51), Spika (67), Barren (14), Segel (64), Markow (46), Alai (1), Asen (8), Egeln (23), Atem (6), Trio (74), Walli (77), Ode (48), Riems (60), Art (13), Rose (61), Lot (40), Tel (71), Alt (9), Knall (36), Ost (53), SKET (66), Pan (56), Ideal (29), Wut (79), Goa (28), Uran (75), Este (20), Alant (4), Stator (68), Angara (11), Marine (42), Palast (55), Ramme (58), Elite (18), Vareš (76), Laos (39), Matt (44), Odin (49).

Magisches Quadrat: 1. Meise, 2. Erkel, 3 Ikone, 4. Senta, 5. Eleat.

Vom Kern zum Wort: 1. Barbados, 2. Unkosten, 3. Geranie, 4. Asteroid, 6. Radeberg, 7. 8. Nikolaus. – Bulgaren.

Rätselpyramide: 1. O[illegible]e, 4. Oper, 5. Po-

Füllrätsel:
1. Sender, 2. Usedom, 3. Kasein, 4. Nansen, 5. Remise.

Raten und Rechnen:

3375	:	45	=	75
−	×		+	
270	+	60	=	330
3105	−	2700	=	405

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 22) aus Heft 24/1986

Waagerecht: 2. Duktus, 8. Trip, 13. Tamara, 14. Legal, 16. Adonis, 18. Mal, 19. IL, 20. Reaktor, 23. i. A., 24. Iau, 26. Ehre, 28. Zani, 31. Staket, 36. Frunse, 37. Th, 38. Besen, 39. Arkebuse, 41. Gilda, 44. Lie, 45. Eure, 46. Aras, 49. Plan, 50. Ar, 51. Lars, 54. Rom, 55. Toga, 57. Han, 59. Kurat, 60. Amur, 62. Echse, 63. Unter, 64. NSdg, 65. Ninon, 67. Ear, 68. Nano, 69. Oma, 71. Sekt, 73. AN, 74. Mai, 76. Onon, 78. Daan, 81. Sto, 82. Nepal, 85. Jemeljan, 88. Spurt, 89. Os, 90. Infant, 92. Albany, 93. Kern, 95. Amer, 96. Ora, 98. Or, 99. Egalite, 101. Es, 103. Aro, 105. Naro, 108. Teller, 110. Anode, 111. Pekingoper, 112. Laie, 113. Odessa, 114. Song.
Senkrecht: 1. Manitu, 2. Dam, 3. Ural, 4. Kalaf, 5. Uli, 6. Selenga, 7. Barrel, 9. Rate, 10. Ido, 11. Porzellan, 12. Pi, 15. Lee, 17. Sein, 21. USA, 22. Oker, 25. Uri, 27. Hsinhua, 29. Asiatskaja, 30. Neer, 32. Tre, 33. Akupunktur, 34. Eber, 35. Ner, 37. Tar, 40. Samen, 42. Danton, 43. Nau, 47. Athene, 48. Sosa, 49. Pa, 52. Sage, 53. TASS, 56. Germane, 58. Anno, 59. Krone, 61. Ritornell, 66. Ost, 68. Ni, 70. Adel, 72. Espe, 73. Ans, 75. Alfredo, 77. Oja, 79. Albinos, 80. Nan, 83. Piment, 84. UNO, 86. Marone, 87. Nyborg, 88. Skat, 91. Traps, 94. Mari, 95. ATA, 97. Ares, 100. Gea, 102. SED, 104. Oka, 106. Apo, 107. Ren, 109. Ei. – **Lösungswort:** Die grosse Mauer.

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M VEB Mikroelektronik, Kollegen der Abt. KEL/Geb. 24, Stahnsdorf, 1533

2. Preis:
75,– M Ruth Schönwald, Potsdam, 1500

3. Preis:
50,– M Uffz. Steffen Walther, Spremberg, 7590

4. bis 8. Preis
je 25,– M Werner Vanneß, Eisenhüttenstadt, 1220; Fritz Rasenberger, Elstertrebnitz D 64, 7221; Waltraud Hartmann, Stecklenberg-Harz, 4301; Gertrud Breitenfeld, Fürstenwalde-Spree, 1240; F. Zahlmann, Wismar, 2402.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich
(26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit“ Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft“ in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft“ und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Das bucklige Pferdchen 9

Frei nach einem Märchen von Pjotr Jerschow. Nacherzählt von Olga Pogorelowa, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau.

Das Pferdchen machte einen gewaltigen Satz – schon war es hoch über den Wolken. Ein zweiter Sprung – der Himmel tat sich auf. Unter ihnen drehte sich die Erde, um sie herum aber leuchteten Millionen Sterne. Die schönsten strahlten von einem Palast.

Schau nur, das muß das Schloß des Mondes und der Mondgöttin sein! Aber niemand ist zu sehen. Hat man uns nicht bemerkt? Reiten wir in den Hof…

Am Schloßfenster saß traurig der Mond.

Lieber Mond, wir bringen Grüße von der Prinzessin. Sag, warum verbirgt die Mondkönigin schon drei Nächte ihr Antlitz, warum schickt der Sonnengott keinen Strahl zur Erde?

Lebt die Prinzessin? Wir glaubten, sie sei tot. Deshalb zieht unsere Familie so traurig und finster am Himmel entlang.

Nein, nein, sie ist gesund. Aber sie hat großen Kummer. Denk nur, der alte Zar will sie heiraten!

Da lachte der Mond so laut, daß die Sonne herbeieilte. Iwan fragte sie: „Sag, liebe Sonne, warum muß sich der Wal, der am Ufer eines fernen Meeres liegt, so quälen? Warum muß er Häuser, Tiere und Menschen tragen und darf nicht in die kühlen Fluten?“
„Der Wal wird so lange in meinen Strahlen schmachten müssen, bis er die 36 Schiffe, die er einst verschlang, freigibt“ antwortete die Sonne.

Wir Himmelsbewohner danken dir für die frohe Botschaft. Grüß die Mondprinzessin und tröste sie: Sie wird ihre Hochzeit nicht mit dem alten Zaren, sondern mit einem hübschen jungen Mann feiern!

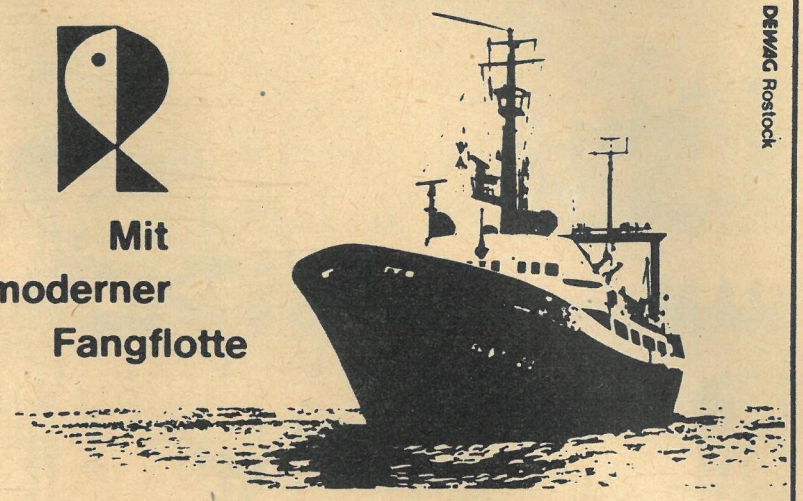
neu neu neu

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

Erweiterte Haushalt-versicherung

Unsere Mitarbeiter beraten Sie gern.

Mit moderner Fangflotte



DEWAG Rostock

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung
als
Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand.

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 227/III/86

Die Deutsche Reichsbahn bietet viel

Täglich nehmen Hunderttausende Reisende die Leistungen der Deutschen Reichsbahn in Anspruch, und täglich rollt der Güterverkehr.
Ständig werden Streckenabschnitte modernisiert, Lokomotiven neuester Konstruktion in den Dienst gestellt und somit Grundlagen geschaffen, die wachsenden Verkehrsaufgaben zu bewältigen.
Aber hierzu werden dringend Eisenbahner benötigt:

Lokomotivführer
Rangierer
Rangierleiter
Stellwerkswärter

Die Deutsche Reichsbahn bietet viel:

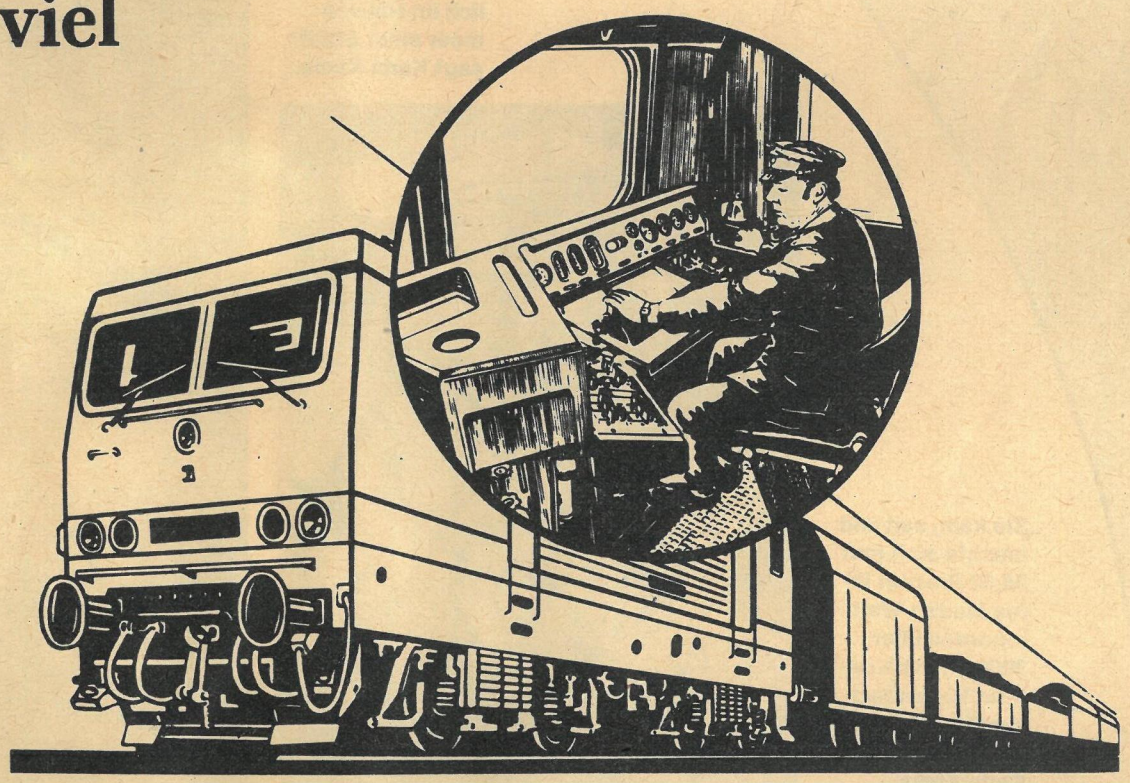
- Gute Verdienstmöglichkeiten mit zusätzlichen Prämien für Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit, Jahresendprämie
- Belohnung für längere Dienstzeit bis zu 8 % des Bruttoeinkommens der letzten 12 Monate bereits nach drei Arbeitsjahren
- Freifahrscheine innerhalb der DDR und für das sozialistische Ausland (auch für Familienangehörige)
- Vielfältige Sozialleistungen in betriebseigenen Ferienheimen und Betriebsambulatorien, günstige Renten nach der Eisenbahnerverordnung

Reg.-Nr. 246/III/86

Die Reichsbahndirektionen, Abt. Kader und Bildung, nehmen Ihre Anfragen und Bewerbungen gern entgegen:

Berlin	Wilhelm-Pieck-Str. 142, Berlin, 1054
Cottbus	Schillerstr. 21/22, Cottbus, 7500
Dresden	Ammonstr. 8, Dresden, 8010
Erfurt	Bahnhofstr. 23, Erfurt, 5020
Greifswald	Johann-Stelling-Str. 30, Greifswald, 2200
Halle	Ernst-Kamieth-Str. 2, Halle, 4020
Magdeburg	Materlikstr. 1/10, Magdeburg, 3020
Schwerin	Herbert-Warnke-Str. 15/17, Schwerin, 2700

Auskünfte erteilen auch die Leiter der örtlichen Dienststellen der DR.

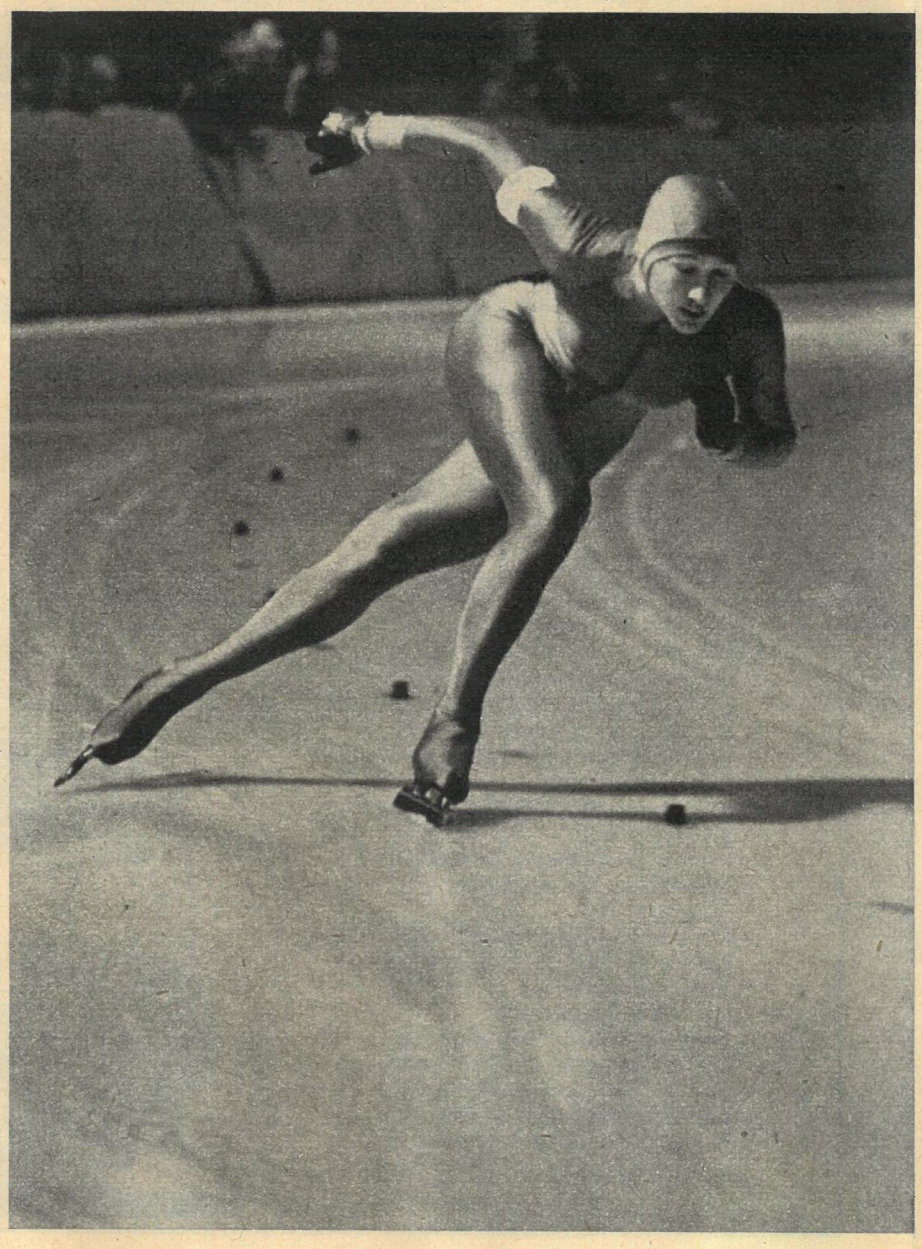


Bei Olympia '56 in Cortina wurde die Eisfläche des Misurina-Sees (1755 m ü. M.) per Säge vom Ufer getrennt und ihr so die zu Rissen führende innere Spannung genommen. Auf dieser schwimmenden Eisscholle markierte der insgesamt vierfache Olympiasieger Jewgeni Grischin (UdSSR) zwei seiner acht Weltrekorde.

In den Weltrekordstatistiken und Weltbestenlisten des Eisschnellaufs regiert die Hochgebirgsbahn von Medeo bei Alma-Ata unumschränkt. Durch ihre besondere Geographie, ihren besonders verminderten Luftwiderstand, ihr besonderes Klima, ihr besonderes, vom Flüßchen Almatinka geliefertes, extrem weiches Wasser und durch die besonderen Raffinements des Eismachens wird sie vorerst ihren Ruf als die Rekordfabrik auch nicht abtreten müssen. Weder an Inzell noch an Davos, das als einstiges Rekordgelände wieder attraktiv geworden ist, nachdem seit zwei Jahren auch dort auf künstlichem Wege das Wasser gefriert.
Ob die Hochgebirgsbahnen auch in Zukunft einzige Pilgerorte der Rekordjäger bleiben, scheint allerdings fraglich. Vor allem in den letzten Wochen ist der Eisschnelllauf zu neuen Ufern aufgebrochen. Auslöser einer möglicherweise neuen Epoche waren die Kanadier. Das harte Klima mit seinen nicht

„Bedachte" Rekorde?

In Heerenveen und Berlin-Hohenschönhausen bekam der Eisschnellauf ein Dach über den Kopf. Olympiastadt Calgary folgt auf dem Fuße. Was bietet dieser Aufbruch ins Neuland?



Beim (noch) ungewohnten Wechsel von draußen nach drinnen komme es einem zwischen den Hallenwänden vor, „als sei man nach längerer Autobahnfahrt plötzlich im Häusermeer einer Stadt", sagt Karin Kania.

Sie kam, sah und machte sich (mit 98,62 Prozent ihres Medeo-Weltrekordes über 3000 m) auch unterm Hallendach zur First Lady des Eisschnellaufs: Karin Kania.

auszuschließenden ergiebigen Schneefällen und hohen Schneeverwehungen im kommenden Olympiaort Calgary veranlaßte den Gastgeber, beim internationalen Verband den Antrag zu stellen, die Eisschnellauf-Konkurrenzen in einer Halle austragen zu lassen. Der Bitte wurde stattgegeben, also jagen die Eisflitzer erstmals in der olympischen Geschichte unter einem Hallendach zum begehrten Edelmetall.

Die Kanadier lösten mit ihrem einleuchtend begründeten Projekt auch andernorts die Bremsen. Es gab nicht erst seit gestern Architekten und Sportexperten, die sich mit dem Gedanken trugen, in klimatisch unsicheren Gegenden mittels Hallenbauten für konstante Trainings- und Wettkampfmöglichkeiten zu sorgen. Föderations-Präsident Olof Poulsen reagierte positiv: „Diese Entwicklung wird das Interesse für unseren Sport fördern und gibt ihm neue Perspektiven und Entwicklungschancen."

Indes sind Holland und die DDR dem olympischen Gastgeber Calgary zuvorgekommen, denn vor wenigen Wochen wurden in Heerenveen und Berlin-Hohenschönhausen die ersten Hallen der Welt mit einer 400-m-Kunsteisbahn eingeweiht. Da nun Wind und Regen, bremsender Schnee und Industriestaub als Hemmfaktoren für den Athleten wegfallen und die Eismacher längst in der Lage sind, normales Leitungswasser so zu veredeln, daß es möglichst wenig Karbonatsalze enthält, dadurch besonders weich und im Aggregatzustand – als Eis – viel gleitfähiger ist, dürften im neuen Berliner Eispalast und in Heerenveen nicht auf Dauer Weltrekorde nur in den Sternen geschrieben stehen.

Schon gleich zum Auftakt, beim Dynamo-Cup und während der DDR-Meisterschaften, rückten unsere Eisfeen Karin Kania und Andrea Ehrig bereits in Sichtweite ihrer Medeo-Weltrekorde. Daß es ihnen nicht gelang, diese zu unterbieten, dafür gibt es gute Gründe. Zum einen war die Halleneinweihung gleichzeitig Saisonbeginn, zum anderen müssen Athleten, Trainer und Eismeister erst einmal Erfahrungen mit der neuen Halle machen. Andrea Ehrig, die zuerst sagte, Eisschnellauf sei nun mal „etwas für den freien Himmel" und zu ihm gehörten Regen, Schnee und Wind, hat ihre Meinung inzwischen korrigiert und der Halle ihre Reverenz erwiesen: „So ein Eisschnellauf-Haus ist schon prima!"

Dieser Sinneswandel hat auch damit zu tun, daß die Eismacher inzwischen herausgefunden haben, wo das Optimum der Temperatur für ein besonders gleitfähiges Eis liegt. „Bei minus ein bis zwei Grad rutscht es am besten", sagt Eismeister Alfred Kraus.

Karin Kania kann das nur bestätigen, fügt aber hinzu: „Das nützt jedoch nur etwas bei einer Außentemperatur von etwa fünf Grad plus, sonst wird es für Rekordrennen zu schnell." Auch besteht bei der noch nicht ganz ausgestandenen Umstellung keine gültige Klarheit darüber, inwieweit sich die Technik- und Taktikanforderungen in der Halle von denen im Freien unterscheiden und ob Rekorde auf den längeren Distanzen eher möglich sind als auf den kurzen.

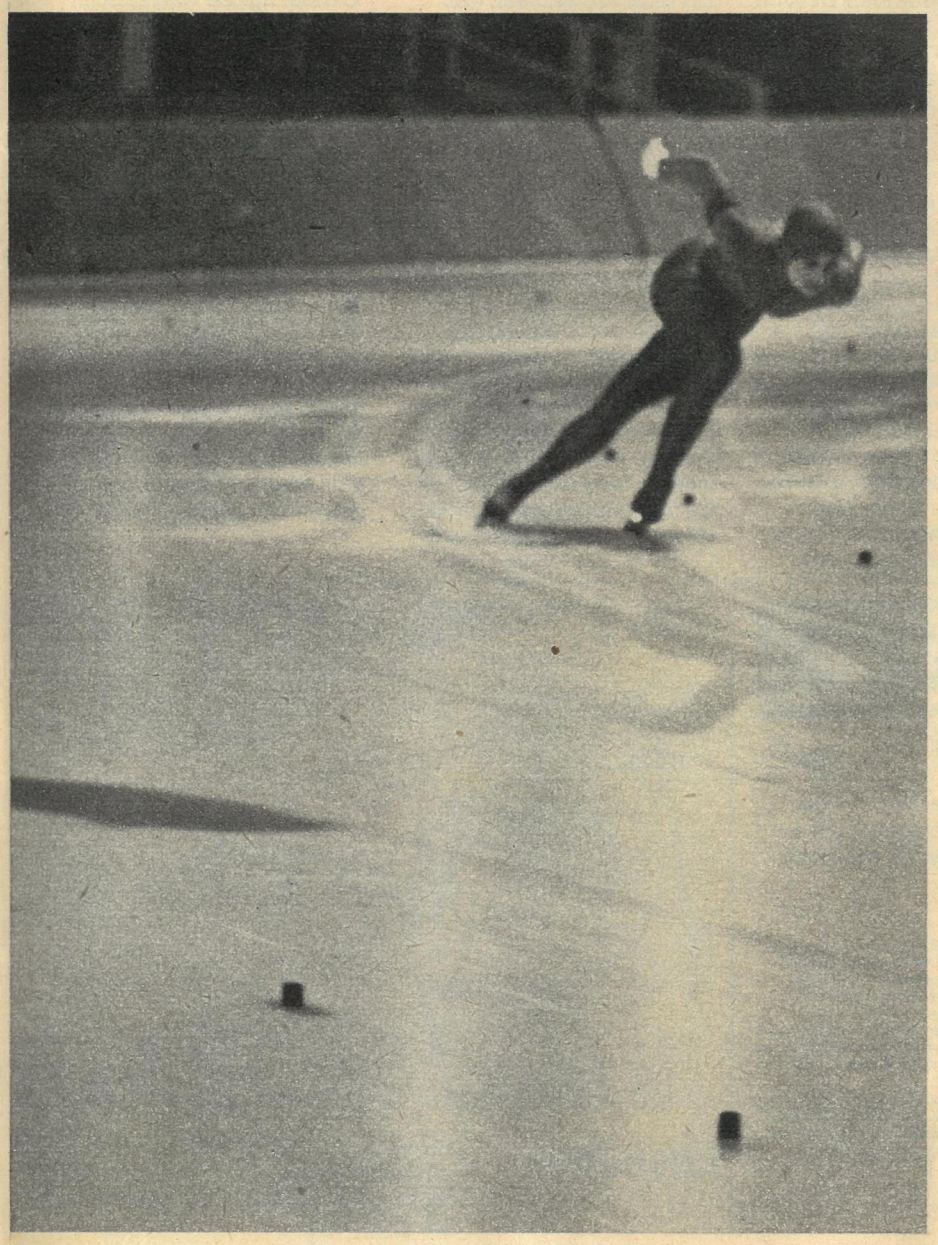
Wieviel Unwägbarkeiten selbst bei einer Halle zu überwinden sind, verriet unsere erste Eissprint-Weltrekordlerin, Ruth Budzisch-Schleiermacher, die heute als Trainerin fünfzehnjährige Jungen und Mädchen betreut: „Ich stellte fest, daß meine Schützlinge zu verschiedenen Tageszeiten unterschiedliche Leistungen aufwiesen, was mit der Außen- und Innentemperatur zusammenhängt. Wenn die Luft in der Halle kälter ist als im Freien, wird das Eis härter." Hartes Eis aber ist spröde und kostet Kraft!

Das TSC-Lauftalent Peter Adeberg mußte das beim 5000-m-Meisterschaftslauf erfahren: „Mein Trainer und ich hatten uns eine Zeittabelle zurechtgelegt, wie sie etwa meinen Trainingsleistungen entsprach. Am Meisterschaftstag aber war es viel kälter als in den Wochen zuvor. Das Eis wurde härter, und ich mußte soviel Kraft investieren, daß ich mich durch das hohe, entsprechend den Eisverhältnissen plötzlich falsche Anfangstempo im wahrsten Sinne des Wortes übernahm." Zu dieser Aussage passen die Worte von Eismeister Kraus: „Für uns ist jetzt das A und O, Erfahrungen zu sammeln. Trotz Computereinsatzes werden wir wohl erst im nächsten Jahr alles ins richtige Lot bringen und steuern können. Schließlich haben wir es mit einer Weltneuheit zu tun!"

Es hat sich herausgestellt, daß selbst scheinbare Kleinigkeiten wie eine offene Tür, fürs Fernsehen eingeschaltete Lampen, größere Zuschauerzahlen, Regenwetter mit hörerer Luftfeuchtigkeit und extreme Temperaturunterschiede zwischen drinnen und draußen die Eisbeschaffenheit beeinflussen – und damit naturgemäß auch die Leistungen der Läufer.

Fred Nell

Fotos: Werner Schulze (2), Archiv



Die Weltrekorde

MÄNNER

500 m:
36,57 s Pawel Pegow (UdSSR)
1000 m:
1:12,58 min Pegow
1500 m:
1:53,00 min Igor Shelesowski (UdSSR)
5000 m:
6:49,15 min Viktor Schascherin (UdSSR)
10 000 m:
14:12,14 min Geir Karlstad (Norwegen)
Sprint-Mehrkampf:
146,955 Punkte Pegow
Großer Mehrkampf:
160,807 Punkte Schascherin

FRAUEN

500 m:
39,52 s Karin Kania (DDR)
1000 m:
1:18,84 min Kania
1500 m:
1:59,30 min Kania
3000 m:
4:18,02 min Kania
5000 m:
7:20,99 min Andrea Ehrig (DDR)
Sprint-Mehrkampf:
160,060 Punkte Kania
Großer Mehrkampf:
175,649 Punkte Kania

Die Weltrekordstatistik macht keine Unterschiede zwischen Leistungen auf Höhen-, Flachland- und Hallenbahnen. Gleichwohl sind Karin Kanias 4:21,63 min über 3000 m unterm Berliner Hallendach eine sogenannte Flachland-Weltbestleistung.

Ein Prießnitzguß um Mitternacht

Was dem einen Schornsteinfeger, Glücksklee oder rosa Schweinchen, ist dem anderen ein Guß kaltes Wasser. Damit nämlich begrüßen die Kubaner das neue Jahr. Sobald der Uhrzeiger auf der Zwölf steht, plätschert es in Havannas Straßen. Wen es feucht trifft, der bekommt eher einen wohligen Schreck, denn um diese Jahreszeit ist es auf der Karibikinsel meistens sehr heiß.

Quer durch die Sowjetunion zieht der Beginn des neuen Jahres sich stundenlang in die Länge. Bedingt durch die unterschiedlichen Zeitzonen, stoßen die Tschuktschen zehn Stunden früher als die Moskauer auf das neue Jahr an.

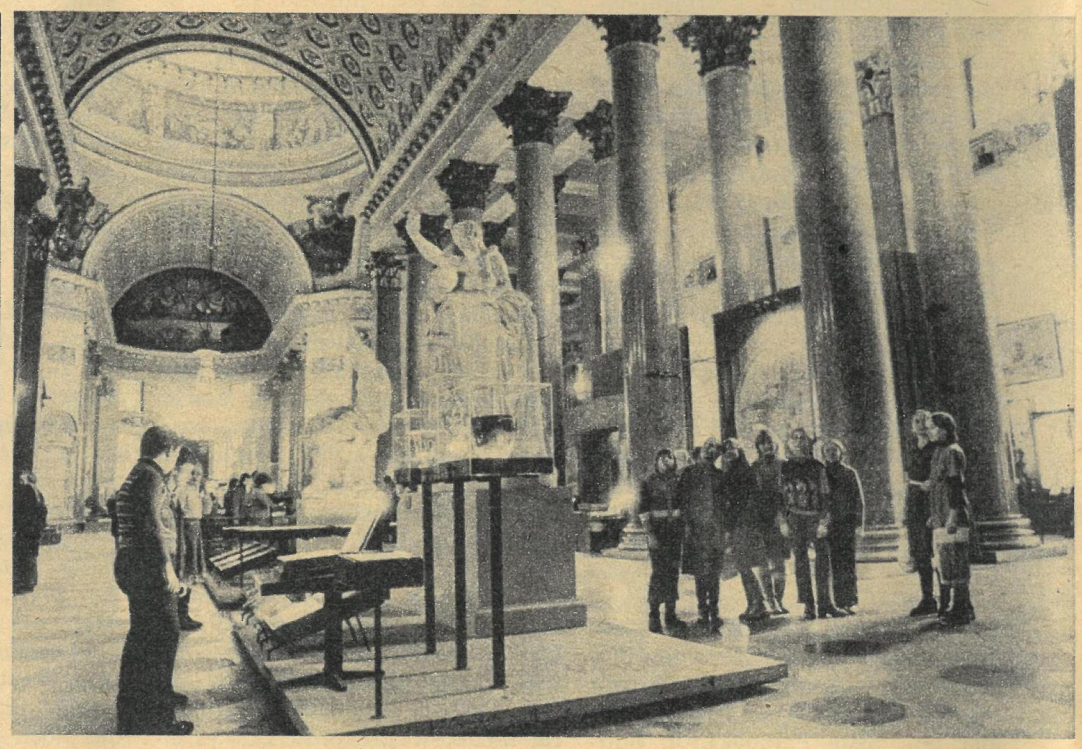
Bei den Mongolen fällt Neujahr mit dem Feiertag der Viehzüchter zusammen. Väterchen Frost erscheint als Hirte mit Peitsche, Feuerstein und Zunder, dem Rüstzeug der Nomaden, die auf ihren weiten Wanderungen Einsamkeit und Kälte nicht fürchten.

Auf koreanischen Dorfstraßen geht es am Neujahrstag springlebendig zu, alle Einwohner finden sich zu regelrechten Volksfesten zusammen, Backfische wirbeln durch die Luft – junge Mädchen vollführen Wettkämpfe im Hochsprung.

Liebe Leser, wir wünschen Ihnen für 1987 alles Gute und freuen uns auf die Zusammenarbeit mit Ihnen im neuen Jahr, erwarten Ihre Hinweise, Fragen und Wünsche. Bitte schreiben Sie uns doch einmal, was Sie sich ganz persönlich für die folgenden zwölf Monate vorgenommen haben!

Bei den Eskimos hängt der Jahreswechsel vom Wetter ab: Wenn der erste Schnee fällt, beginnt ein neues Jahr. In Japan wird das neue Jahr nicht um Mitternacht, sondern bei Sonnenaufgang begrüßt. Traditionelle Festsymbole sind Bambus und Pflaumenblütenzweige.

Und was dem einen Spanferkel, Mohnpielen oder Silvesterkarpfen, ist dem anderen Knoblauch mit Honig, ein traditionelles Gericht zum Neujahrsfest in Ungarn. Die blutdrucksenkenden würzigen Zehen in Essig mit Honig – das Rezept geht hierzulande von Küche zu Küche: Man nehme ein Schraubglas, fülle es mit geschältem Knoblauch, gieße randvoll Weinessig auf, schütte alles in einen Emailletopf, füge etwas Salz, zwei bis drei Pfeffer- und Pimentkörner sowie ein Lorbeerblatt hinzu, verrühre ein bis zwei Eßlöffel Honig darin und lasse alles aufkochen. Heiß ins Glas zurück, Deckel zu, fertig ist ein deftig-süßer Zubiß – und so gesund!



Sie fragen wir antworten

Heute nochmals Newski-Prospekt

Die Schilderung des Newski in Leningrad (FW 22/86) hat mich an meinen Besuch dieser Stadt im Sommer 1955 erinnert. Heute noch sehe ich diese schöne Straße vor mir – die kunsthistorischen Bauten, die vielen Geschäfte und den immer flutenden Menschenstrom, in den ich mich als DDR-Tourist einreihte. Besonders hatte es mir die Kasaner Kathedrale angetan. Ich wollte sie unbedingt fotografieren. Aber mit meinem einfachen Fotoapparat konnte ich so eine Aufnahme nur von einem erhöhten Standort aus machen. Ich ging deshalb in ein gegenüberliegendes Geschäftshaus. Im ersten Stockwerk befand sich ein Konstruktionsbüro. Der Pförtner rief auf meine Bitte hin den Leiter, der mich zu einem der hohen Fenster hinaufführte und es für mich öffnete. Ein junger Zeichner begleitete mich dann noch die Treppe hinab und verabschiedete mich herzlich. In diesem Zusammenhang habe ich eine Frage. Unsere Dolmetscherin erzählte damals, daß sich in der Kathedrale das Grabmal des großen russischen Feldherrn Kutusow befindet. Heute sei das architektonische Denkmal ein Museum. Mich interessiert, ob das noch so ist.

Hilde Resch, Dresden

Ja, es ist noch so. Die Kathedrale gilt als Denkmal des Vaterländischen Krieges von 1812. Kutusows Sarg wurde in einer Gruft im nördlichen Seitenaltar aufgestellt. Auch viele Trophäen des Sieges gegen Napoleon werden hier aufbewahrt, darunter 107 französische Fahnen und Schlüssel von 8 Festungen sowie 17 Städten, die von russischen Truppen erobert worden waren. Das Bauwerk beherbergt heute wie vor 30 Jahren das Museum für Geschichte der Religion und der atheistischen Propaganda, es umfaßt mehr als 100 000 Exponate. Unser Foto zeigt einen Blick in das Kirchenschiff. Die Innengestaltung beeindruckt durch Großartigkeit und Reichtum. Sehr effektvoll wirken die 56 monolithischen Säulen aus finnischem rosa Granit und der Mosaikboden, für den verschiedenfarbiger Marmor verwendet wurde. Zehn Jahre hatte der Bau des architektonischen Monuments gedauert, im Jahre 1811 wurde er vollendet. Der Grundriß hat die Form eines lateinischen Kreuzes. Dem Newski-Prospekt ist die Nordfassade zugewandt, an die eine mächtige bogenförmige Kolonnade mit 96 korinthischen Säulen anschließt, deren Flügel in grandiosen Durchfahrtsportalen enden.

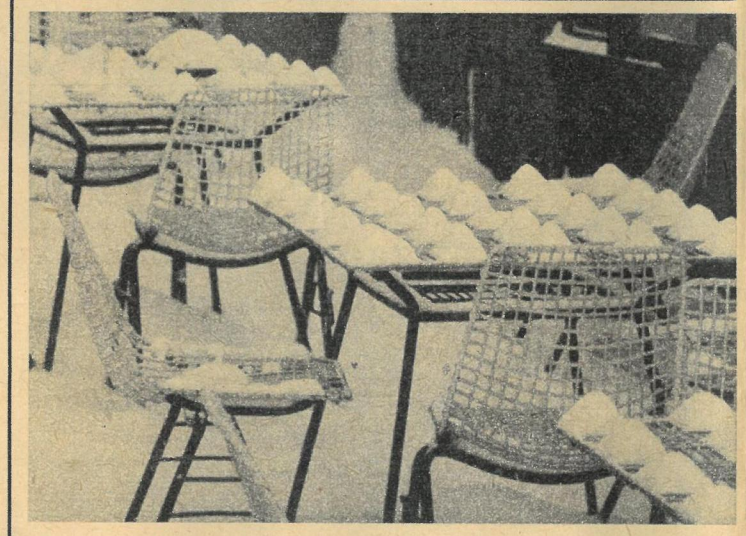
Preisfrage

Heft 1/87

Wie hieß der Führer des russischen Bauernaufstandes Ende des 17. Jahrhunderts?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 3/87. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berin, 1056.

Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 14. Januar 1987. Auflösung von Heft 25/86: Der Kaukasus. Wir gratulieren Gustav Bollmann, Magdeburg.



Leserfoto

„Baiser à la Schneeflocke", serviert im polnischen Riesengebirgsort Karpacz und fotografiert von Gerd Hedderich aus Greifswald

Lomonossow-Rubel

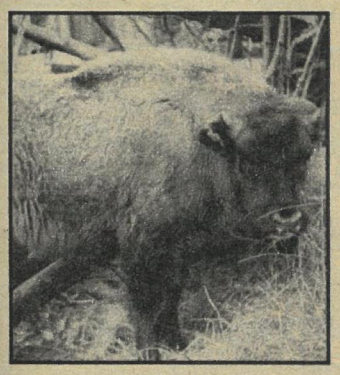
Für alle Liebhaber von Münzen und Medaillen ein Nachtrag zu unserem Artikel „Das verschuldete Universalgenie“ (FW 23/86): Seit dem 19. November 1986 ist in der UdSSR eine Gedenkmünze zum 275. Geburtstag von Michail Wassiljewitsch Lomonossow in Umlauf. Die runde Münze mit einem Durchmesser von 31 Millimetern im Wert von einem Rubel wurde aus einer Kupfer-Nickel-Legierung heller Farbe geprägt und ist mit einer hervortretenden Kante umrandet.

Urige Gesellen

Wie unterscheidet sich der in Ihrem Beitrag („Besuch bei Bogumil“, FW 25/86) genannte Bergwisent von den Flachlandwisenten?

G. Eggert, Gotha

Der nach 1920 endgültig ausgerottete Kaukasus-Wisent war schmaler gebaut und hatte längere Vorderläufe; die Hufe waren relativ kurz (ca. 85 mm gegenüber ca. 105 mm beim Beloweshsker Typ), das Haar erschien dicht und fein gelockt. Die Schulterhöhe betrug nur 1,60 m (aber 2,00 m beim Flachlandwisent), ein erwachsener Stier brachte im Durchschnitt 700 kg auf die Waage (gegenüber ca. 850 kg). Die neu erzüchteten, im „Kaukasischen Naturschutzgebiet“ in großen



Trupps heimischen Waldgebirgswisente gleichen sich diesem Erscheinungsbild immer mehr an – unser Foto zeigt einen Jungstier von acht Monaten.

Hans Frosch

Volksweisheiten

Loben möchte ich die wunderschönen Rücktitel zum Märchenkalender (ab FW 21/86) und, damit verbunden, die Vorstellung der Sowjetrepubliken und der Märchen auf den Innenseiten Ihrer Zeitschrift. Sie bereiten kleinen und großen Leuten gleichzeitig Freude, vermitteln Wissen und sind unterhaltsam. Sie regen zum Sammeln an und machen neugierig auf weitere Volksmärchen aus der Sowjetunion.

Bernd Schade, Rohr

„Pinguin“ ruft „Robbe“ ...

Auf den Seiten Eurer Zeitung war schon des öfteren von Eisschwimmern, Winterbadern und wie sie noch heißen mögen, die Rede, zum Beispiel im Heft 2/85 („Weiße Tage“). Wir sind die „Leipziger Pinguine“ und betreiben diesen Sport mit großer Freude am Kulkwitzer See vor den Toren der Messestadt. Am 29. und am 30. November 1986 hatten wir Gäste aus der ganzen DDR. Könnt Ihr uns helfen, mit Moskauer, Leningrader oder Kiewer Eisschwimmern Kontakt zu bekommen?

Werner Schrepper, BSG VTK Leipzig

Wir hoffen, daß die Veröffentlichung Eures Wunsches Erfolg hat!

Zwischen Venuswedel und Königsmuschel

Innerhalb kurzer Zeit konnte ich einiges über Klaipeda in Ihrer Zeitung lesen – danke („Leinen los!“, FW 21/86; „Aquarium der Ozeane“, FW 23/86)! Mich verbindet viel mit dieser Stadt. Vor gut zehn Jahren war ich mit einer Studentenbrigade in der Litauischen SSR und lernte dort Laima Laurinaviciene kennen, mit der ich noch heute korrespondiere. Sie arbeitet übrigens im Meeresmuseum von Klaipeda. Meine Kinder freuten sich sehr, ein so großes Bild von „Tante Laimas Arbeit“ zu sehen.

Birgitt Atlas, Räsa

Wissen ist auch Gewinn

Angeregt durch die Meinungen in Heft 21/86 unter „Fortunas Launen“ (siehe auch „Flora, Fauna und Musik“, FW 25/86): Ich rate und knobele gern und viel. Eine finanzielle Stimulierung spornt an, intensiver nach der Lösung zu suchen. Doch ist die Erweiterung des Allgemeinwissens der dauerhaftere Gewinn dabei.

Erich Hoffmann, Brandenburg

An Rätseln und Wissensfragen bin ich schon seit meiner Kindheit schwer vorbeigekommen und habe damit nach Meinung mancher Leute viel Zeit „verplempert“, um die es mir aber nicht leid tut. Man lernt doch dazu, wie zum Beispiel bei den Korallen, von denen ich vorher nur wenig wußte.

Erika Schwarz, Vetschau

Natürlich hoffe ich jedesmal, unter den Gewinnern zu sein. Aber ich bin nicht enttäuscht, wenn es daneben geht. Die richtige Lösung gefunden zu haben, ist auch eine Genugtuung.

Christine Schulz, Lübbenau

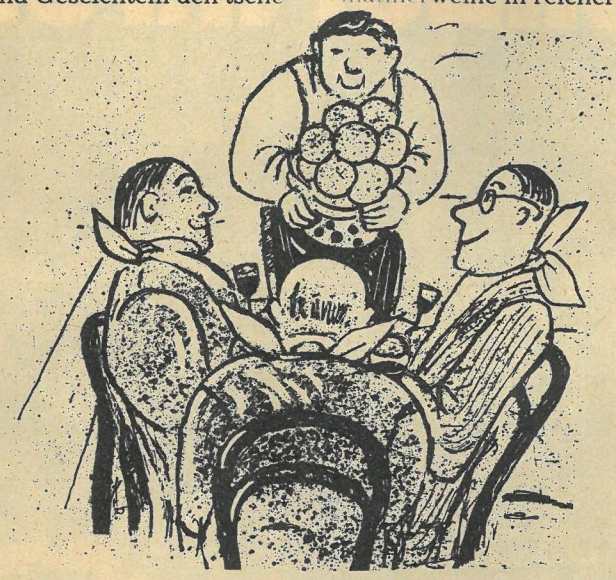
Für die zahlreichen Äußerungen zu unseren Preisaufgaben bedanken wir uns ganz herzlich. Alle Hinweise und Anregungen werten wir sorgfältig aus, damit jeder ab und an das findet, was ihm am allermeisten Spaß macht. Selbstverständlich sind auch 1987 wieder Preise zu gewinnen, wozu wir allen Lesern viel Glück wünschen!

Redaktion: Ingrid Bucholz; Fotos: TASS/Naumenkow; Archiv, TASS, TASS/Beloserow; Zeichung: Birgit Khoury; Vignetten: Detlev Schüler

Hannes Schreiber · Küchenlexikon

S wie Slanina

Zwischen slaneček, dem Salzhering, und slánka, dem Salzfäßchen oder Salzstreuer, fand ich im tschechischen Wörterbuch die weibliche Vokabel slanina, unseren männlichen Speck. In einer Humoreske des Schwejk-Autors Jaroslav Hašek mit dem Titel „Böhmische Küche“ verführt dieses kalorienreiche Nahrungsmittel in Form von Speckknödeln mit Kraut und Geselchtem den tschechischen Abgeordneten Skuherský und seine Kollegen dazu, ihre parlamentarischen Pflichten in der Hauptstadt der damaligen österreichisch-ungarischen Monarchie nicht so ernst zu nehmen. Als nämlich der Herr Abgeordnete im Wiener achten Bezirk ein Lokal mit heimatlicher Küche entdeckt, beginnt er zu träumen und „zauberte sich dabei eine Portion duftender Speckknödel vor die Augen und sah ein schwarzes, hausgeräuchertes, gut durchwachsenes Stück Geselchtes... In einem solchen Augenblick vergißt man leicht die Verabschiedung des Staatshaushalts.“ Südböhmische Bosáky (Barfüßler), Knödel aus rohen Kartoffeln, sämige Kartoffelsuppe mit Pilzen und andere hausgemachte Gerichte verlocken die Parlamentarier nach und nach zu ausgedehnteren Aufenthalten, bis diese Idylle durch das Inserat des Wirts mit einem Paukenschlag beendet wird: „Böhmische Küche nach Hausmacherart. Ich erlaube mir, die tschechische Bevölkerung Wiens auf meine Weinstube aufmerksam zu machen, in der sich vormittags, mittags und abends die tschechischen Abgeordneten treffen, um sich unsere böhmische Küche nach Hausmacherart schmecken zu lassen. Als Spezialität erlaube ich mir, Speckknödel mit Kraut und Hausgeselchtem anzubieten. Dazu Dalmatinerweine in reicher Auswahl und von so ausgezeichneter Qualität, daß die tschechischen Abgeordneten den ganzen Tag bei mir weilen. Jan Růžička, Wirt, Wien VIII, Scheirellschestraße.“ Ich wundere mich nicht, daß diese Vertreibung aus dem böhmischen Küchenparadies ein großer Schock war für die Herren Abgeordneten. Aber ihren Appetit verstehe ich gut, barfüßig wie ein Franziskaner würde ich meilenweit gehen, um Barfüßler zu essen, wenn meine Frau solche Nockenklöße aus rohen Kartoffeln nicht bei unserer Tante jenseits des Erzgebirges „gelernt“ hätte.



Und so macht man Bosáky:

Rohe Karoffeln reiben, die Masse mit den Händen behutsam ausdrücken, etwa ein gutes Drittel des Gewichts grobes Mehl oder feinkörnigen Grieß dazugeben und mit etwas Salz vermischen. Mit einem großen Löffel, den man ab und zu ins Wasser taucht, Nocken abstechen, die je nach Größe fünf bis zehn Minuten in leise siedendem Wasser garen müssen. Die Knödel vorsichtig mit weichgekochtem Sauerkraut vermengen und frische Grieben darüberstreuen. Der Herr Skuherský liebte Geselchtes und Dalmatinerwein dazu. Ein Stück saftiges Kaßler und algerischer Rotwein schmecken nicht weniger gut.

Geschichten um
Kunstwerke aus der
Rüstkammer des Kreml

Das Geheimnis des Silberthrones

Das älteste Museum der Sowjetunion, die RÜSTKAMMER DES KREML, öffnete 1986, nach vierjähriger Rekonstruktion und Restauration, wieder seine Pforten. In seiner Obhut sind Zehntausende Werke der dekorativen und angewandten Kunst. Über Jahrhunderte hinweg wurden hier Waffen, Harnische, kostbare Gefäße, Kultgegenstände, Juwelierschmuck, Zarenkleidung und Gewänder der höchsten Priester, bildnerische und dekorative Stickereien hergestellt und gesammelt. Gesammelt wurden auch Werke westeuropäischer und orientalischer Meister. Im Jubiläumsjahr Berlins werden nun dieses Museum und andere Kremlmuseen einen Teil ihrer Schätze in Berlin zeigen. Aus diesem Anlaß stellen wir an dieser Stelle die RÜSTKAMMER DES KREML vor.

Erzeugnisse der Juwelierfirma Fabergé Petersburg. Eiförmiges Etui aus Heliotrop mit Nachbildung des Kreuzers „Asow“ aus Gold und Platin. Arbeit des Meisters Michail Perchin 1891 (links).

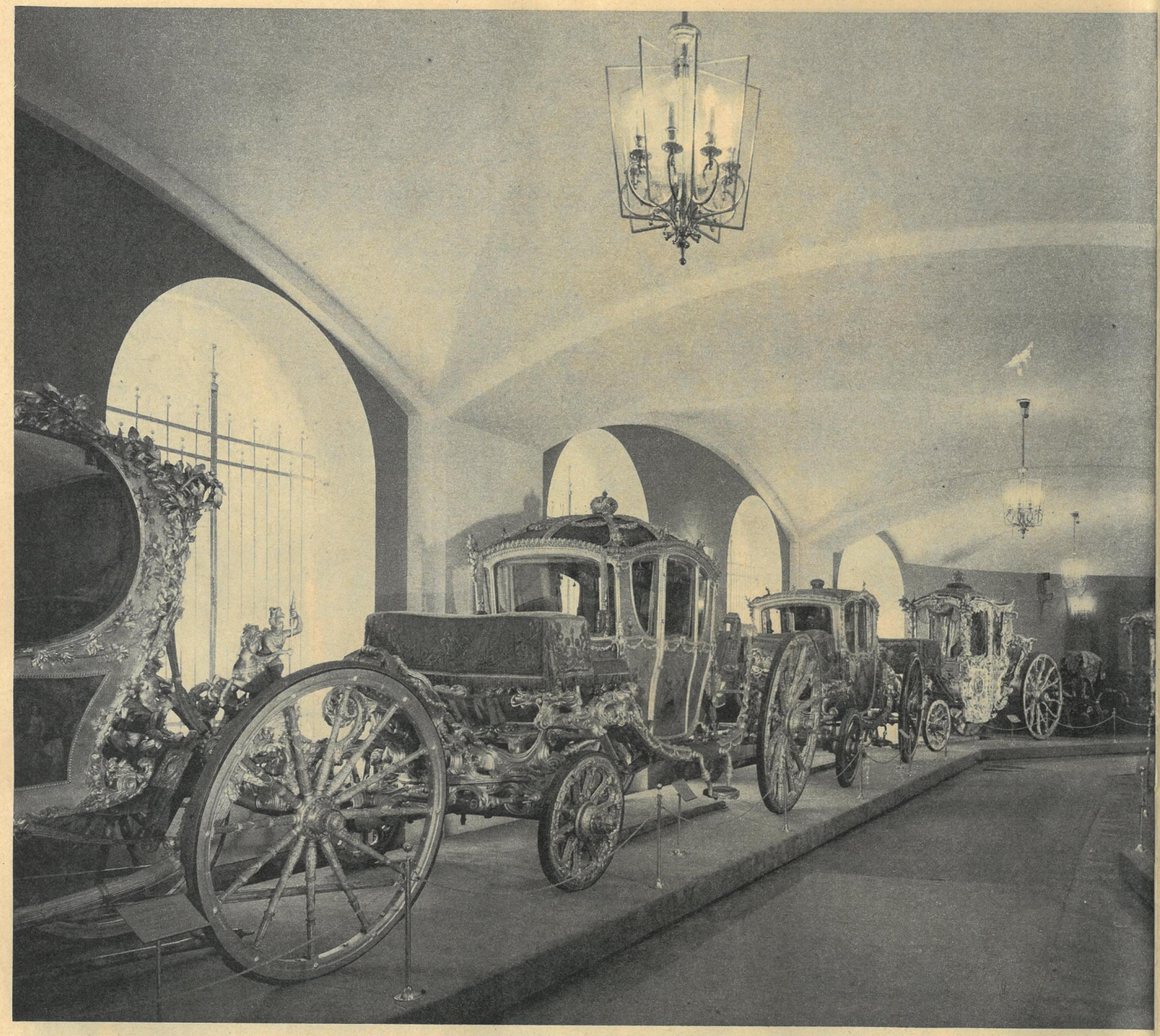
Ei aus Kleeblättern mit Rubinen, Brillantensplittern und Email von M. Perchin 1903 (Mitte).

Uhr in Form einer Blumenvase. Arbeit von M. Perchin 1899 (rechts).

Vase aus Bergkristall mit goldener Stiefmütterchenblüte. Arbeit von H. Vikstroem, 1904 (rechts außen).

750
Jahre
Berlin

Vom 8. Mai bis Anfang August 1987 im Bode-Museum: „Schätze der Museen des Moskauer Kreml“



Das Geheimnis des Silberthrones

Die Schlacht an der Kolokscha war entschieden. Vor genau 750 Jahren hatten die Susdaler und die Nowgoroder an diesem Fluß im Gebiet Iwanowo eine ihrer zahllosen Feudalfehden ausgetragen. Dabei waren die Susdaler Sieger geblieben. Und hätte Fürst Jaroslaw von Nowgorod nicht schlauerweise, bevor er Fersengeld gab, Helm und Panzerhemd vergraben, so wäre sein vierjähriges Söhnchen Alexander vaterlos und wer weiß ob überhaupt zu jenem Manne herangewachsen, den man später Newski nannte, weil er die raublustigen Schweden an der Newa und die händelsüchtigen deutschen Ordensritter auf dem Eis des Peipussees schlug. Fast sechs Jahrhunderte nach jener Überlebenstat fand eine russische Bäuerin Jaroslaws unter einem Haselnußstrauch vergrabene Sturmhaube nebst einem Berg verrosteter Ringe, die einst ein Panzerhemd waren. Die Bäuerin brachte die mittelalterliche Herrlichkeit nach Petersburg, wo sie kunstfertige Handwerker in ihre Obhut nahmen. Ihr und den tüchtigen Restauratoren ist es zu verdanken, wenn wir heute den ältesten Kampfhelm der Rüstkammer des Kreml bewundern dürfen. Zwei Jahre vor diesem kapitalen Fund, im Jahre 1808, etablierte sich die alte Zarenrüstkammer zwischen Großem Kremlpalast und dem Borowitzki-Tor als Museum. Auch Alexander Newskis ritterliche Kopfbedeckung ist hier der staunenden Nachwelt erhalten. Offensichtlich trotzte sie relativ besser dem Zahn der Zeit, denn Zar Michail (1596–1645), erster aus dem Hause Romanow, fand diese „Zierde des Hauptes“ so schön, daß er sie zu seinem Paradehelm machte. Vorher jedoch brachte Nikita Dawydow, Bauernsohn aus Murom, 1621 die historisch bedeutsame Reliquie auf Hochglanz. In den damaszierten Stahl hämmerte er einen durchgehenden Golddraht, legte Diamanten, Rubine und Smaragde ein und fügte dem Helm Ohren- und Hinterhauptschutz hinzu. Altmeister Dawydow, bei byzantinischen Plattnern (Rüstmachern) in die Lehre gegangen, war über fünfzig Jahre in der Waffenschmiede der Rüstkammer tätig und bildete zahlreiche Meister jener Kunst heran, Leben und Gesundheit mit schwerem Eisen zu schützen. Ein in seiner Werkstatt sorgfältig restauriertes Panzerhemd gehörte ehemals dem Fürsten Pjotr Schuiski, Heerführer Zar Iwans des Schrecklichen; während seine Sippe nach der höchsten Macht im Staate strebte, sich unmäßig bereicherte, Palastrevolten anzettelte, begnügte er sich damit, seinem Herrn und Meister treue Gefolgschaft zu leisten. Dessen Gunst und die etwa 20 000 miteinander vernieteten Ringe seines Panzers konnten ihn nicht vor einem unnatürlichen Tod bewahren. Er fiel bei Smolensk. Sein eisernes Hemd wanderte in den Staatsschatz. Pietätlos schenkte Iwan daraufhin dem Kosakenataman Jermak Schuiskis Ringpanzer, der aber nicht verhindern konnte, daß der legendäre

erste Sibirienfahrer Jermak Timofejewitsch beim Überqueren des Irtysch ertrank. Auf den flachen Ringen der Baidana Boris Godunows, einer leichteren, eleganteren Spielart des Ringhemdes, sind die Worte eingraviert: Gott mit uns, dann ist niemand gegen uns! Die Überzeugungskraft dieser Inschrift wird handgreiflich demonstriert durch die blitzenden Streitäxte, Morgensterne, Hellebarden, Lanzen und Säbel – die Blank- und auch die Feuerwaffen der Rüstkammer, die, wie schon der Rußland 1588 bereisende englische Gesandte Fletcher schrieb, ein solches Arsenal an Waffen beherberge, wie es kein anderer christlicher Herrscher besitze. In Moskau beeindruckte den Briten am stärksten die gewaltige Menge jeder Art Kanonen, „die alle aus Kupfer gegossen und sehr schön sind". Schwere Waffen, wie die „Zar Puschka" genannte Kanone aus der alten Kanonengießerei an der Neglinnaja, bewahrte man im Arsenal auf, jenem riesigen Gebäude, das Peter I. erbauen ließ und das dem modernen Kongreßpalast des Kreml gegenübersteht. In der Rüstkammer indessen, einem vergleichsweise kleinen Bauwerk, nehmen die Werkzeuge des Krieges heute nur wenig mehr als einen Saal ein. Von der ersten urkundlichen Erwähnung aus dem Jahre 1547 bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts diente die Rüstkammer als Schatzhaus der Moskauer Großfürsten und russischen Zaren. Hier wurden nicht nur die persönlichen Jagd- und Kriegswaffen der Herrscher und ihrer Gefolge eingelagert, sondern auch in den Werkstätten der Rüstkammer von Waffenschmieden aus Moskau, Pskow, Nowgorod und anderen Städten neu hergestellt. Neben den Büchsenmachern, Schmieden und Plattnern waren in zunehmendem Maße Silber- und Goldschmiede, Graveure, Emailleure und Juweliere, Ikonenmaler und Beinschnitzer, Spitzenklöpplerinnen und Goldsticker, Gewandmacher und Sattler am Werk, um die verschiedensten Schmuck- und Gebrauchsgegenstände für den Bedarf des Hofes zu schaffen. Die zumeist mit historischen Ereignissen und Persönlichkeiten verknüpften Gegenstände sprechen in zwei Sprachen zu uns: in der der Geschichte, in der der Kunst. Sie sind ebenso vergegenständlichte historische Wirklichkeit, wie sie künstlerischer Ausdruck der Gedanken- und Gefühlswelt einer vergangenen Epoche sind. Ein Gang durch dieses Reich der schönen Formen ist immer auch ein Gang durch die Jahrhunderte, deren schöpferische Energien und Entwürfe, deren Bizarrerien uns zum Erstaunen bringen. Hinter all diesen kunsthandwerklichen Kostbarkeiten werden Zeiten und Traditionen sichtbar, die noch in unser Jahrhundert hineinwirken. In dieser Hinsicht erfüllt das Museum der Rüstkammer des Kreml beispielhaft seine gegenwärtige Mission: Entstehung und Entwicklung des russischen Staates, seiner Kunst und Kultur darzustellen.

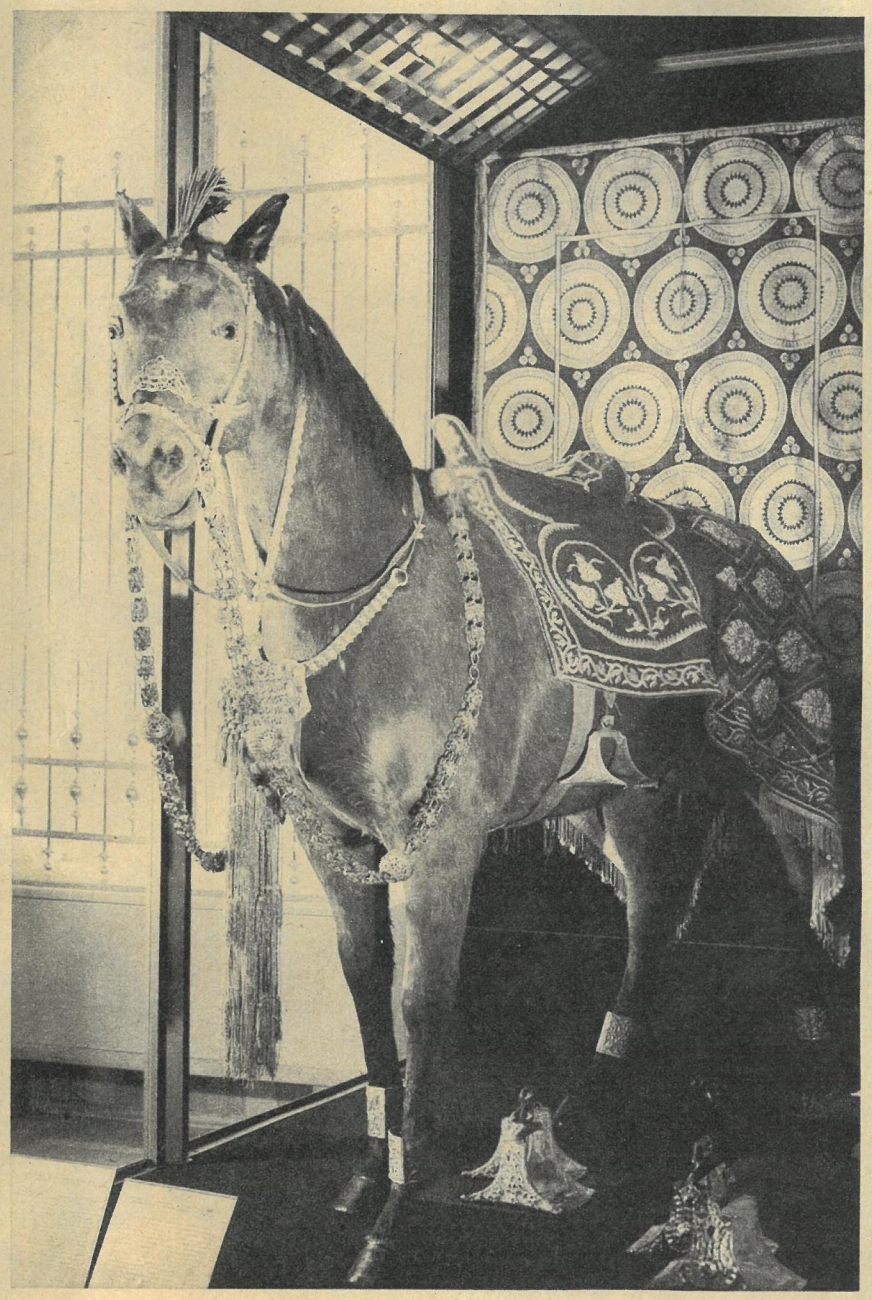
Das 1986 wiedereröffnete, von Grund auf erneuerte Museumsgebäude, 1851 nach einem Entwurf des Architekten K. A. Thon erbaut, präsentiert sich jetzt nach vierjährigen umfangreichen Restaurierungsarbeiten mit einer technisch wie inhaltlich neu gestalteten Ausstellung, die neben den bisher gezeigten Schätzen kostbare Stücke aus dem Fundus, neu angekaufte, auch jüngst archäologisch erschlossene kunsthandwerkliche Gegenstände dem Betrachter zugänglich macht. Die Ausstellungsvitrinen verfügen über nicht wahrnehmbare empfindliche Instrumente, welche die Kunstwerke vor Staub schützen, eine stabile Temperatur und Luftfeuchtigkeit erzeugen und diese oder jene Gegenstände besonders beleuchten.

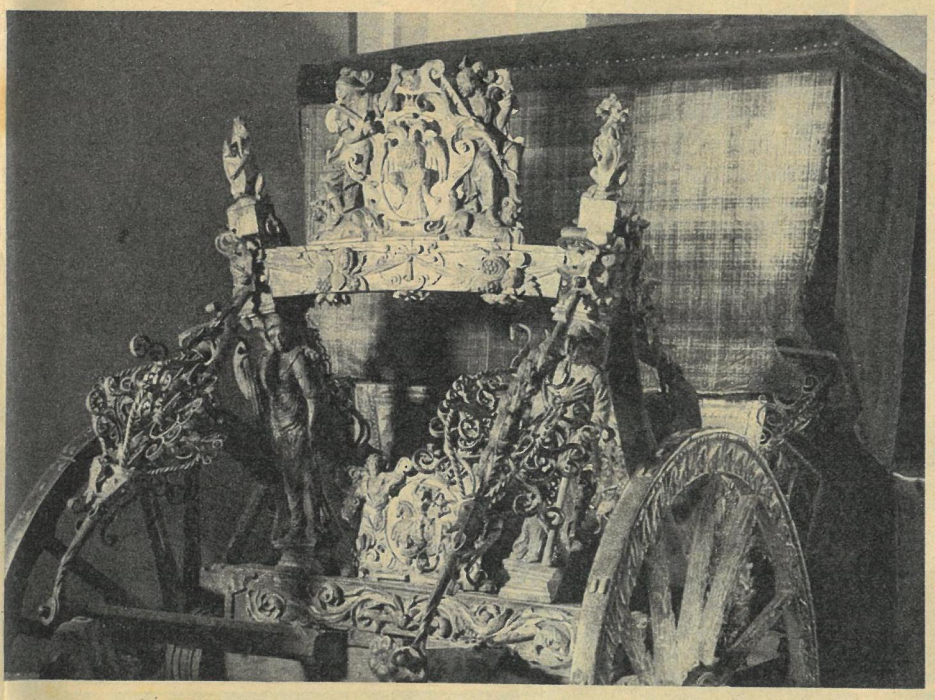
Mit wachsender weltpolitischer Bedeutung des zentralisierten russischen Staates spielte der Austausch prunkvoller Geschenke als Mittel der Diplomatie zunehmend eine Rolle. Durch Geschenke drückte

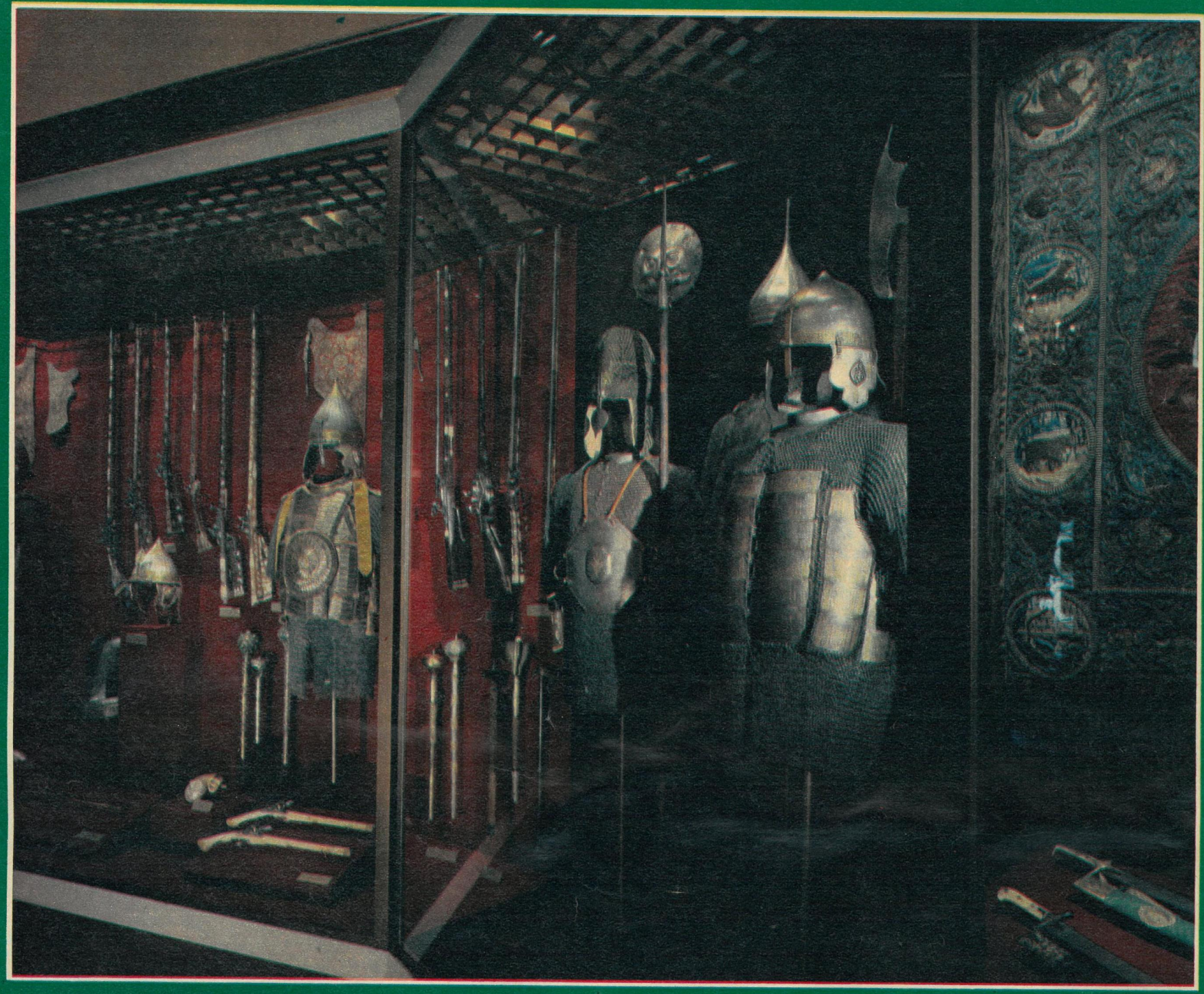
Prunkkarossen vom 16. bis 19. Jahrhundert (links).

Kutsche des Zaren Boris Godunow. Geschenk des englischen Königs Jakob I. Gebaut in London. 16. Jahrhundert (unten).

Prunkvolles Pferdegeschirr aus den Kreml-Werkstätten. 17. Jahrhundert (rechts).





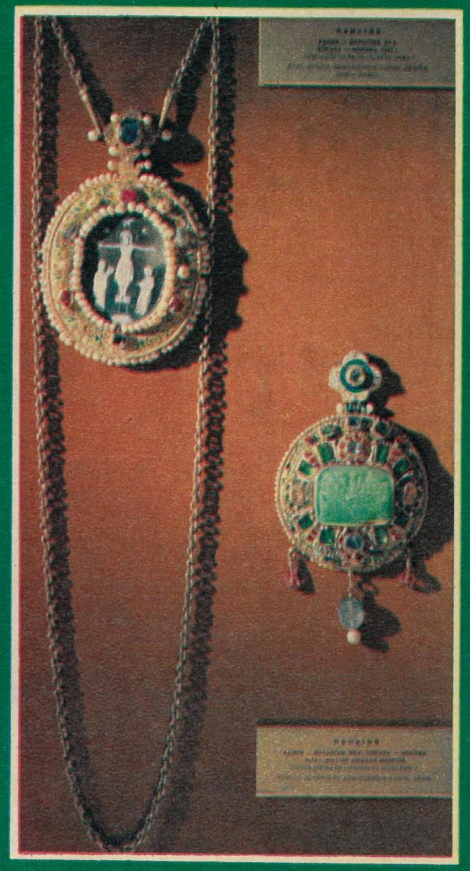


Waffensaal mit Harnischen, Panzerhemden, Helmen, Blank- und Feuerwaffen vom 13. bis 17. Jahrhundert (oben).

Abendmahlskelch der Bojarin A. I. Morosowa. Gold mit Email. 1664 (links unten).

Thron Iwans des Schrecklichen. Ältester Thron der Rüstkammer-Sammlung. Holz und Elfenbein. 16. Jahrhundert (unten Mitte).

Panagias (Heiligenbilder) als Schmuck. Links: Kamee aus Byzanz aus dem 12. Jahrhundert mit Fassung von 1589. Rechts: Kamee aus Byzanz aus dem 12. Jahrhundert mit Fassung von 1671 (rechts unten).



man gegenseitige Hochachtung und Hoffnung auf künftige Übereinstimmung der Interessen aus, verlieh Forderungen und Wünschen materiellen Nachdruck, stimmte den Verhandlungspartner kompromißbereiter. Auf diese Weise füllte sich im Laufe der Jahrhunderte die Schatzkammer der Zaren mit unvorstellbaren Reichtümern. In ihr vereinigte sich russische, orientalische und westeuropäische Kunst zu einer weltumspannenden, einzigartigen Sammlung. Die prächtigen Geschenke aus fremden Ländern wurden gewöhnlich während der Empfangszeremonien im Facettenpalast, einem der ältesten Bauten des Kremls, überreicht. Aber auch die Gesandten verließen Moskau und später Petersburg nicht mit leeren Händen. Was die geschickten Meister der Rüstkammer ersannen und formten, gelangte auf diesem Wege in so manchen Staatsschatz und zeugt heute in Museen der Welt von den Leistungen russischer Kunst.

In der Rüstkammer des Kreml wetteifern beispielsweise Gold- und Silberschmiedearbeiten und Pretiosen russischer Meister vom 12. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts mit jenen westeuropäischer Künstler. Zu den besonderen Kleinodien des Museums gehört die Sammlung englischer Silbergegenstände aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Der Schatzmeister des Zaren Alexej Michailowitsch erwarb sie 1650 vom Lordprotektor Oliver Cromwell, dem Führer der bürgerlichen Revolution in England, der wie ein Monarch regierte, aber dessen Staatskasse so gut wie leer war. Im 19. Jahrhundert wurden Silber-, Gold- und Juwelierarbeiten mehr und mehr von Manufakturen und Fabriken ausgeführt. Die bedeutendste war die von Gustave Fabergé in Petersburg. Dessen Vorfahren, wegen ihrer Religion in Frankreich verfolgte Hugenotten, hatten sich bereits 1685 in Estland angesiedelt. Unter der Leitung von Gustaves Sohn Karl errang das Haus Fabergé Weltruf. In den Werkstätten dieser Kunstgewerbefabrik wurden Tabak- und Puderdosen, Lorgnons, Operngläser, Figuren und Gefäße, Ohrgehänge, Broschen und Ringe, Schatullen und Spieldosen hergestellt. Eine Spezialität des Hauses waren die vom phantasiebegabten wie geschäftstüchtigen Firmenchef kreierten goldenen und silbernen, mit Edelsteinen besetzten Ostereier, Geschenkartikel, in denen sich zur Überraschung Miniaturgegenstände, wie das Goldmodell der Transsibirischen Eisenbahn oder die naturgetreue Nachbildung eines Kreuzers, befanden. Fabergé konnte sich vor Bestellungen des Zarenhofes kaum retten. Auf der Pariser Weltausstellung von 1890 wurde er zum Ritter der Ehrenlegion geschlagen.

Diplomatie kann auch die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln sein. Die Husarensättel, die der Gesandte des polnischen Königs Sigismund III. dem Zaren Boris Godunow um 1600 als Präsent überreichte, beweisen das. Während Sigismund Godunow „ewigen Frieden" antrug, rüstete er zum nächsten Krieg gegen Rußland.

In allen Sätteln gerecht erwies sich Kaiserin Katharina II. (1729–1796). Als der russisch-türkische Krieg 1774 mit einer Niederlage der Türken endete, übersandte Sultan Abdul-Hamid I. der Zarin einen prächtigen Sattel mit Paradezaumzeug, das mit Gold, Silber und einer Unzahl von Edelsteinen geschmückt ist. 999 Brillanten zieren die Stirnplatte des Pferdeschmucks, überstrahlt von einem brasilianischen Topas. Der Tränkeimer und die Hufeisen sind aus Silber, die Pferdedecke ist mit Korallen und Lapislazuli besetzt. Katharina nahm es als kleine Beigabe zum von den Türken erzwungenen Zugang zum Schwarzen Meer und zum Recht der freien Schiffahrt auf diesem. Aber Abdul-Hamids Nachfolger Selim III. hielt eine Revanche für angemessen, griff Rußland ein zweites Mal an und – verlor. Wiederum erhielt die Zarin eine kostbare Paradeaufzäumung, diesmal mit Diamanten, Rubinen und Smaragden dekoriert. Die Zarin mochte sich bei diesem Geschenk daran erinnern, daß sie bereits zehn Jahre zuvor ein besonders wertvolles Juwel aus der türkischen Krone gebrochen hatte: die Halbinsel Krim. Auch mit den Persern gab es zu Anfang des 18. und des 19. Jahrhunderts kriegerische Verwicklungen, obwohl sich die Schahs um ein gutes Verhältnis zu den ersten Herrschern der Romanow-Dynastie bemüht hatten. Dies bezeugen die in der Rüstkammer aufbewahrten Paradereitzeuge persischer Meister. Schah Sefi schenkte dem ersten Romanow einen goldbeschlagenen Sattel, dessen Bezug mit Nelkenblüten durchwirkt ist. Von rassigen, prächtig herausgeputzten Pferden gezogene Equipagen waren in Rußland schon seit langem in Gebrauch. Das Stallamt des Moskauer Kreml verfügte über Kutschen, Kaleschen, Schlitten und Landauer, die teilweise in den Wagnerwerkstätten der Rüstkammer hergestellt wurden, teilweise Präsente einheimischer oder ausländischer Würdenträger waren. Die älteste Kutsche dieser Sammlung ist ein Geschenk des englischen Königs Jakob I. (1566–1625) an Boris Godunow. Sie besitzt noch keine Federung und keine Drehachse, weshalb die Hinterräder bei einer engen Wendung herumgetragen werden mußten. Mit diesem Pracht-Gefährt reiste der Zar durch sein von Hungersnöten und Bauernaufständen erschüttertes Land, dessen innere Lage von den polnischen Magnaten und ihrem König Sigismund für eine militärische Intervention ausgenutzt wurde. Leichter, moderner, gefälliger kommt der englische Landauer daher, die Liebesgabe eines Favoriten der Zarin Katharina II., des Grafen Orlow. In einer von Petersburger Meistern gebauten Schlittenkutsche raste deren Vorgängerin Jelisaweta Petrowna, jüngste Tochter Peters I., im November 1741 von Petersburg nach Moskau, um hier noch rechtzeitig mit Hilfe der Garde den Thron zu besteigen. Als sie die Reichsinsignien Zepter, Reichsapfel und Krone empfing, war ihr westlicher Nachbar Friedrich II. von Preußen gerade dabei, Schlesien zu erobern. Die Haltung der neuen russischen Herrscherin konnte ihm nicht gleichgültig sein, weshalb er sie sondierte. Er beauftragte den Berliner Wagnermeister Johann Michael Hoppenhaupt mit dem Bau einer Galaequipage und machte sie der Kaiserin von Rußland zum Präsent. Was freilich die russische Regierung nicht daran hinderte, im preußischen König einen ihrer gefährlichsten Feinde zu sehen, der mit Schlesien Polen und damit die russische Westgrenze bedrohte. Nach ihrem Tode, der Friedrich sehr gelegen kam, hinterließ Elisabeth I. 15 000 Kleider, zwei Truhen voll Strümpfe und einen Haufen unbezahlter Rechnungen. Vom Kampf um Throne und Kronen erzählen auch die Reichsinsignien. Da ist die legendäre Krone des Monomach. Mit ihr empfingen die russischen Zaren ihre Herrscherwürde. Sie wurde nur beim Krönungsakt verwendet. Für alle Tage trugen die Herren des Landes ihre privaten Kronen oder Zarentschapkas. Mit einer „Fälschung" oder einem Duplikat der Monomach-Krone gelangte Peter I. auf den Doppelthron neben seinen etwas schwächlichen Bruder Iwan. Der silberne Doppelthron, auf dem die beiden Zarenknaben saßen, hatte in der Rückenlehne ein kleines Fenster, durch das Sofija, Regentin und ältere Schwester, dem Gescheiteren, Peter, die Antworten auf verfängliche Fragen der ausländischen Gesandten vorsagte. Sofija wollte sich jedoch auf Dauer nicht mit jener Souffleurtätigkeit begnügen. Deshalb zettelte sie einige Jahre später, Peter war inzwischen volljährig und im Alleinbesitz der Macht, einen Aufstand der Strelitzen-Garde an, den Peter jedoch niederschlug. Sofija landete im Kloster, der Doppelthron neben der Monomachkrone im Staatsschatz. Peter selbst setzte sich eine andere auf – die Kaiserkrone.

Wie harmlos und unscheinbar erscheinen uns da doch die zwei Hochzeitskronen, unter denen Alexander Puschkin und Natalja Gontscharowa den Bund fürs Leben eingingen. Die vergoldeten Silberkronen sind mit blauen Emailkügelchen verziert. Unter all der Pracht und Herrlichkeit berühren sie uns auf eine seltsame Weise.

Informationen: Lisa Klutschewskaja
Text: Helmut Zemke Fotos: Nikolai Rachmanow

Das Geheimnis des Silberthrones

Zur 750-Jahr-Feier Berlins werden die Moskauer Kremlmuseen in einer großen Austellung im Berliner Bodemuseum über 150 Werke der dekorativen und angewandten Kunst zeigen. Einzelheiten hierzu teilte uns der Direktor des Kunstgewerbemuseums Berlin, **Dr. Burkhardt-Göres,** mit.

Welche Kremlmuseen sind an dieser Ausstellung beteiligt?

Die exakt 152 Exponate stammen zum größten Teil aus den Sammlungen der Rüstkammer, es werden aber auch Kunstwerke aus den Kathedralen des Kreml vorgestellt. Eine solche umfassende Schau findet erstmalig in der DDR statt und ist eine der größten im Ausland vorgeführten Expositionen der Kremlmuseen.

Was ist zu sehen?

In der Hauptsache werden Werke russischer Meister des XVI.–XVII. Jahrhunderts gezeigt. Ebenfalls vorgestellt werden kostbare Stücke ausländischer Meister, wie deutsche, holländische, englische und schwedische Silberschmiedearbeiten, Erzeugnisse aus wertvollen italienischen und türkischen Stoffen, Waffen und Pferdegeschirre aus dem Iran und der Türkei, Prunkwaffen, darunter auch berlinische Feuerwaffen.

Wann wird die Ausstellung eröffnet?

Am 8. Mai ist die offizielle Eröffnung. Ab 9. Mai können die Berliner und ihre Gäste die Ausstellung besuchen. Sie wird bis Anfang August 1987 zu sehen sein.

Welche anderen Ausstellungen mit Zeugnissen des Kunsthandwerks werden die Staatlichen Museen in Berlin zum Berlin-Jubiläum veranstalten?

Es werden im Kunstgewerbemuseum Berlin in Köpenick von Mai bis Oktober zwei Expositionen parallel laufen: Die eine wird berlinische Prunkschlitten, Sänften und Kutschen des Barock vorführen; hier ist es uns gelungen, eine Entwurfsskizze von der von Friedrich II. für die russische Zarin Elisabeth I. bei dem Berliner Meister Hoppenhaupt bestellten Staatskutsche aufzufinden. Die zweite Ausstellung trägt den Titel „Berliner Hoffeste und ihre Reflexe in der bildenden und angewandten Kunst" und wird Werke solcher Künstler wie Karl Friedrich Schinkel und Adolph von Menzel zeigen. Diese Kollektion wird ergänzt durch wertvolle Leihgaben aus der Ermitage, aus Peterhof und Pawlowsk.

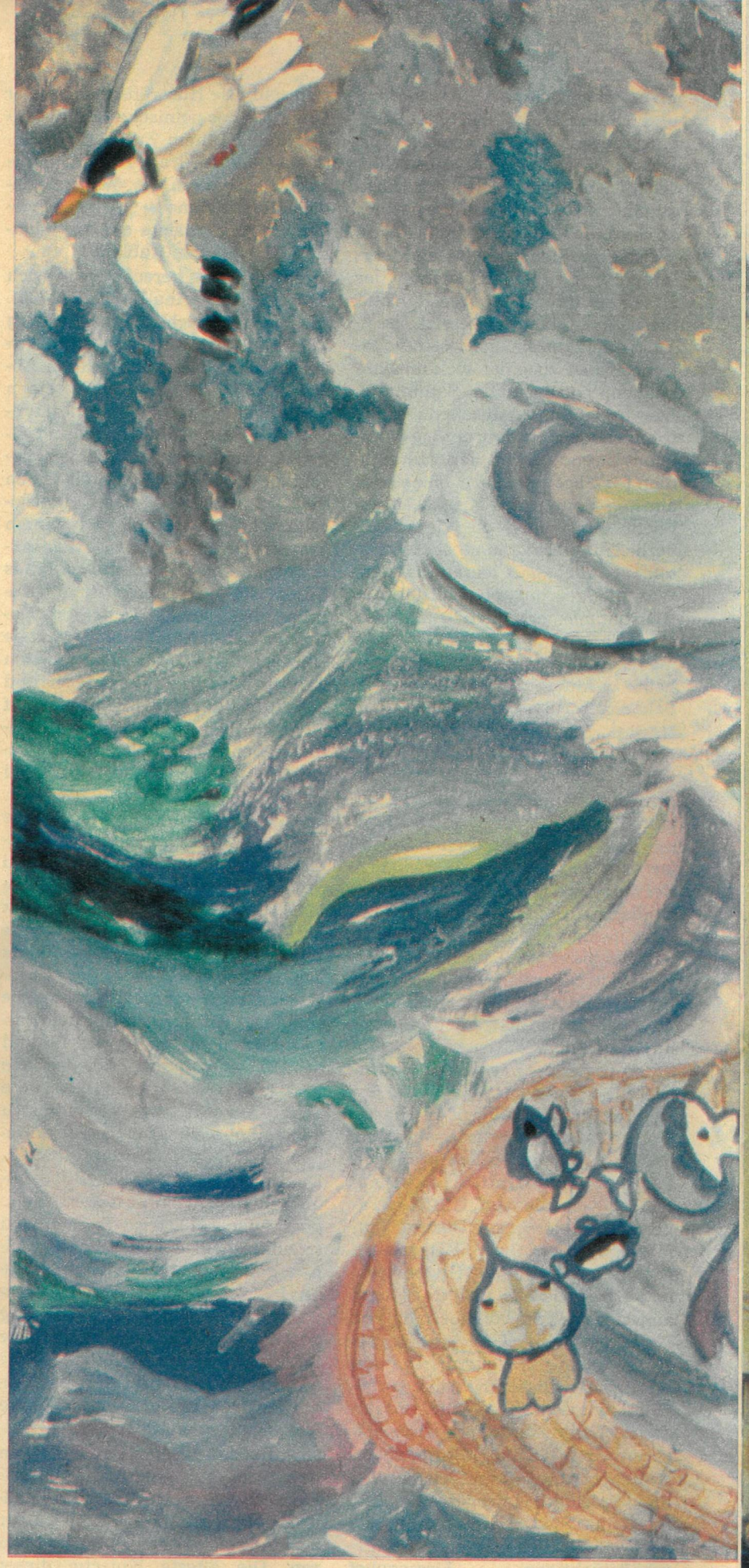
Als Kostprobe auf die große sowjetische Ausstellung „Schätze der Museen des Moskauer Kreml" stellt FREIE WELT auf ihrem Rücktitel Stücke, die im Mai nach Berlin kommen werden, vor. Noch im Januar 1987 – ab Heft 2 – beginnen wir mit KREML–SCHÄTZE IN BERLIN.

Wie immer können Sie auch diesmal in einem FREIE WELT-QUIZ diesbezügliche Fragen beantworten und, sofern sie Bescheid wissen und ein bißchen Glück haben, auch gewinnen.

Kinderzeichnungen, entstanden im Internationalen UNO-Jahr des Friedens. Vorgestellt auf der X. Zentralen Galerie der Freundschaft 1986 in Berlin

„Ich mit meinem sowjetischen Gast und Freund", Thomas Planert (links)

„Fischerboote beim Fang", Esira Kunze (rechts)



„Kinder unterm Friedensbaum", Stefanie Reich (unten)

„Meilenlauf" Ralf Schlechte (unten rechts)

Nehmen wir diese Bilder mit, wenn das junge Jahr seine ersten Schritte tut. Kinder haben sie mit Freude und Lust am Leben gemalt. Sie konnten es so selbstverständlich, weil wir sie behüten. Weil wir angestrengte Arbeit, Vernunft und Gewissen als Waffe einsetzen, damit nicht Waffen mit unvorstellbarer Zerstörungskraft sprechen. FREIE WELT-Mitarbeiterin Ina Stritzke war mit den Bildern unterwegs. Bei Mitgliedern des Friedensrates der DDR, bei Persönlichkeiten, die unseren Willen zum Frieden engagiert vertreten.

Wenn ich diese Bilder sehe...

Wenn ich diese Bilder sehe...

Der Friede ist die stärkste Forderung
dieses Geschlechts. Er ist
seine einzige wirkliche Leidenschaft.
Das kommt aber, weil der Friede
fast nie so inhaltreich gewesen ist
wie gerade jetzt. Der
Krieg war in der ganzen Geschichte
nicht wirklich verboten;
erst in unseren Tagen ist er es ...

Heinrich Mann

Wiener Hofburg, November 1986: Außenminister Oskar Fischer bei der Eröffnung des dritten Folgetreffens der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa.

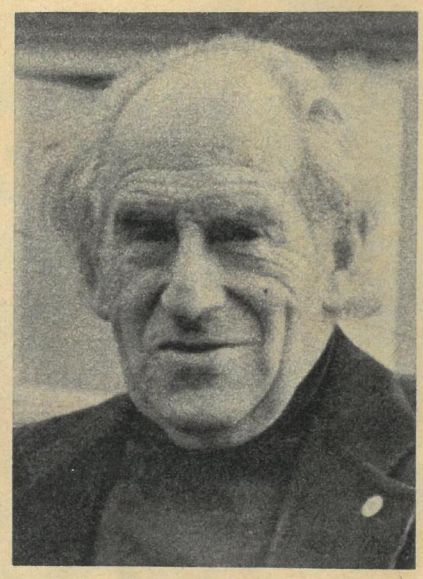
Kinderzeichnungen sprechen jeden an. Besonders, wenn sie voller Bewegung, Farbe und Freude sind wie diese hier. Sie berühren den Betrachter so stark und unmittelbar, weil sie unkompliziert, auf den ersten Blick verständlich die Welt widerspiegeln, in der das zeichnende und malende Kind lebt. Es sind Bilder aus einer freundlichen, einer guten Welt. Aus einer besseren als jener, die meine Generation, die ich in der Kindheit erlebte. Das spricht für unseren Staat und macht mich froh. Mit den herzlichen Grüßen unseres obersten Repräsentanten, Erich Honecker, übergab ich kürzlich in New York dem Generalsekretär der Vereinten Nationen, Perez de Cuellar, ein Exemplar des Reports „Die DDR im Internationalen Jahr des Friedens". Hierin sind die Aktivitäten unseres Landes in dem von der UNO proklamierten Friedensjahr 1986 zusammengestellt. Der Bericht spricht davon, daß Erziehung zum Frieden in unserem Staat selbstverständlich ist. Sie wurzelt in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen. Dazu gehört auch die Erziehung in der Familie. Die Bilder auf diesen Seiten zeigen, daß sie reiche Frucht trägt. Kinderzeichnungen wirken wohl auch deshalb so stark, weil sie die Älteren, die Verantwortlichen, auffordern, Glück und Frieden zu bewahren und zu sorgen, daß alle Kinder auf der Welt froh und in Freundschaft miteinander leben können. Gerade das ist es, wofür die Partei der Arbeiterklasse, unser Staat zusammen mit seinen Verbündeten und Freunden und gemeinsam mit allen Kräften der Verantwortung und Vernunft keine Anstrengung scheuen. Wenn ich die Bilder betrachte, dann denke ich an meine Pflicht, unsere Friedenspolitik mit ganzer Kraft vertreten und verwirklichen zu helfen. Und natürlich gehört hierzu auch die Sorge um die eigenen Kinder und Enkel wie die Mitverantwortung für ihre Zukunft. Beides fügt sich nahtlos ineinander.

Oskar Fischer, Minister für Auswärtige Angelegenheiten

Kinder sind für mich immer wieder faszinierend in ihrer Unbefangenheit mit ihrem ewigen Wissensdrang und ihrer einfachen, natürlichen Logik. Ich habe zwei. In diesem Jahr ist unser Michael in die Schule gekommen. Ein großes Ereignis auch für uns Eltern. Wir erinnern uns gern an die vergangenen sechs Jahre, an Krippe, Kindergarten, Fürsorge... Und wir wünschen unserem kleinen Schulkind von Herzen, daß all seine Hoffnungen in Erfüllung gehen. Doch stellt man sich in solchem Augenblick nicht die Frage: Tun wir schon genug für eine gute Zukunft? Man beginnt über sich selbst nachzudenken. Über die tägliche Arbeit in der Genossenschaft. Wo liegen noch Reserven? Reicht mein Engagement als stellvertretende Vorsitzende aus, um meinen Kollegen den täglichen Kampf für den Frieden an ihrem Arbeitsplatz begreiflich zu machen? Nehmen wir uns genug Zeit für unsere Kinder, um sie zu aufrichtigen, fleißigen und bewußten Menschen zu erziehen, damit sie alle Möglichkeiten, die unser Staat ihnen bietet, auch nutzen können? Schließlich sollen sie ja mit ihrer Arbeit ein noch schöneres und vor allem friedliches Leben gestalten. Die Bilder hier, sie vermitteln uns Freude und mahnen uns zugleich. Ich finde, sie sind ein würdiger Abschluß des UNO-Friedensjahres, und ich wünschte mir, daß sie um die Welt reisen.

Gudrun Brinschwitz, Abteilungsleiter Milchproduktion, LPG Tierproduktion, Neustadt, Dosse

Alle wünschten wir uns eigene Kinder, damals in den dreißiger Jahren – wir von der Gruppe um den Jungkommunisten Herbert Baum. Wir versagten uns den Wunsch, obwohl es eigentlich nichts Natürlicheres und Schöneres gibt. Doch wie hätten sie aufwachsen müssen in der Zeit des Faschismus? Später einmal, sagten wir... Für viele gab es kein Später mehr. Herbert war dreißig, als er umgebracht wurde, unsere Hella aus der Gruppe gerade 20. Ich habe kleine Zeichnungen in der Hand gehalten von Kindern im KZ Theresienstadt. Fröhliche Bilder zumeist. Und gerade deshalb so traurig. Wieviel unerfüllte Träume noch in solch grausamer Umwelt. Heute nun malen die Jungen und Mädchen ihren Tag. Meine drei Enkel tun es auch. Einen friedlichen Tag, der ihnen ihre kleinen Freuden bringt. Und die Freundschaft zu anderen Kindern. Und ihre Solidarität. Es war ein beschwerlicher, langer Weg. Es gab nicht nur Siege. Bitter waren die Niederlagen. Bis uns die Sowjetunion die Zukunft brachte. Morgens aufwachen – es ist Frieden. Und abends einschlafen – es ist Frieden. Was willst du mehr? Die Enkel sich entwickeln sehen... Hier in unserem Land, wo Geborenwerden schon Geborgensein ist. Dafür lohnt es sich, mehr zu tun, als von einem verlangt, erwartet wird. Ich will, daß auch meine Urenkel noch eine gesunde Erde malen können. Mit Blumen, vielen Blumen. Für mich sind sie immer ein Zeichen des Lebens gewesen.



Walter Sack, antifaschistischer Widerstandskämpfer

Fotos: A. Paszkowiak (2), D. Steinberg (2), K.-H. Golka, ZB/Reiche

Als ich im Alter dieser Kinder in meinem Tuschkasten die Farben mischte, war Krieg. Keine in meiner Klasse wäre auf die Idee gekommen, Kinder aus Afrika und Asien unter einem Friedenstaubenbaum zu malen. Wir lernten, daß nur Untermenschen dunkle Haut haben. Zum Thema „Baum“ und „Vogel“ wären uns wahrscheinlich „deutsche Eiche“ und „Reichsadler“ eingefallen. Wir steckten damals mit kleinen Hakenkreuzfahnen auf einer sehr großen Landkarte die Westfront und die Ostfront ab. Das Wort Solidarität hatte keine von uns je gehört. Nach der Befreiung vom Faschismus habe

ich dann von den Neulehrern in der neuen Schule über unser zerstörtes Land in Friedenszusammenhängen denken gelernt. Und weil die Kirchen am Umdenken für den Frieden beteiligt sein müssen, verstehe ich heute meine Aufgabe als Pastorin als Teil des täglichen gemeinsamen Bemühens unserer Gesellschaft, ihn machbar zu machen. Ich bin froh, daß meine drei Kinder schon im Kindergarten von der kleinen weißen Taube sangen und dann in der Schule von Freundschaft sprachen, malten. In diesem Jahr habe ich in Mittelamerika vielen Kleinen den schwarzen Wuschelkopf gestreichelt, die weder in die Schule gehen noch an Kornfeldern spielen können. Weil die Großgrundbesitzer die Felder brachliegen lassen, sind die Eltern arbeitslos. Kinder müssen für noch jüngere das Brot für den Tag erbetteln. Sie kennen weder Zeichenblock noch Tuschkasten. Sie wissen nichts von unserem Kampf in Europa gegen Raketenstationierung und Atomtests. Aber sie verteidigen ihr Lebensrecht gegen dieselben Feinde. Das neue Jahr muß für die Kinder, für uns alle – muß der Welt den Frieden näherbringen. Nur weniger Rüstung kann mehr Brot geben – und Tuschkästen.

Ilsegret Fink, Pastorin

Wirklich – ich bin tief beeindruckt von diesen Zeichnungen. Welche Phantasie, welche Vorstellungskraft! Doch ich muß beim Betrachten an die Erwachsenen denken, die Eltern, die Lehrer... Wie die Kinder aufwachsen, wie sie sich entwickeln, die Welt sehen, sich engagieren, hängt von jenen ab, die sie betreuen. Meine Arbeit als Schauspielerin und Sängerin wendet sich besonders an sie, auch wenn Kunst die Persönlichkeit bereichert, die schon im Kind vorhanden ist. Kunst hat die Möglichkeit, den Vorstellungsradius zu erweitern. Nicht nur aus optimistischer Sicht. Sie kann emotionell und

zwingend deutlich machen, was passieren könnte, wenn die Friedenskräfte nicht die Stärkeren sind. Meine Auftritte sollen zeigen, wie es war, wie es heute ist – und wie es sein wird. Und daß dieses Sein–Werden von uns abhängt. Ja, ich will aufrütteln! Gleichgültigkeit ist für mich das Schlimmste, etwas Beängstigendes. Über 40 Jahre keinen Krieg. Wie selbstverständlich schon. Aber müssen wir nicht bedenken, welch immense Leistung, vor allem der Friedenskräfte im Sozialismus, dahintersteht? Die Vorstellungskraft für Leid und Glück will ich vertiefen. Und sagen, was ich selbst erlebt habe. In den USA zum Beispiel. Wo so viele Heranwachsende ohne Ziel dahinleben, passiv bis zur Selbstaufgabe. Unser Land gibt alle Möglichkeiten, sich ein sinnvolles Leben aufzubauen. Und ich will diese gesunden, normalen Verhältnisse empfinden lassen – nicht nur auf der Bühne, sondern auch in ganz persönlichem Kontakt mit den Menschen. Geben sie nicht die Kraft, etwas zu tun, damit es so bleibt?

Gisela May, Schauspielerin

Die Auslösung eines nuklearen Infernos trat bisher nicht ein, weil glücklicherweise die Sicherheitsmechanismen, welche vor den Abschuß von Nuklearraketen gesetzt sind, bisher in keinem Falle versagten. Aber die Menschheit darf in dieser Schicksalsfrage unseres Planeten nicht auf Glück vertrauen. Besonders, wenn auch menschliches Versagen in Betracht gezogen wird. Deshalb ist es für unsere Zukunft, für die Zukunft unserer Kinder von entscheidender Bedeutung, daß die Nuklearwaffen gemäß den Vorschlägen der Sowjetunion auf allen Seiten total abgebaut werden. Die Natur hält bei

einem solchen Handeln noch ein besonderes Geschenk bereit. Es ist dies die Tatsache, daß die riesigen, mit Milliardenaufwand geschaffenen Weltvorräte an Kernsprengstoffen in den bestehenden Atomkraftwerken nach einfachen Manipulationen zur Erzeugung von Wärme und Elektroenergie Verwendung finden können. Ich meine, daß diejenigen, die das Luftkriegsinferno des zweiten Weltkrieges persönlich miterlebt haben, besonders geeignet und verpflichtet sind, beizutragen, daß unsere Kinder und Enkel vor einem atomaren Inferno mit seinen unvorstellbaren Leiden bewahrt bleiben. Oft wird gesagt, daß der Krebs die Geißel der Menschheit sei. Ich meine, daß es noch viel mehr der Atomkrieg ist. Gegen den Krebs wird es in naher Zeit Therapiekombinationen geben, die ihn hocheffizient bekämpfen. Was der einzelne für eine glückliche Zukunft der Kinder tun kann, ja tun muß, ist die Stärkung der Friedenskräfte, ist die Stärkung unseres Staates mit seiner auf die Erhaltung des Friedens ausgerichteten Politik. Das bedeutet, einen hohen Leistungswillen und eine hohe Moral am Arbeitsplatz zu entfalten.

Manfred von Ardenne, Prof. Dr. h. c. mult.

Im nächsten Heft:

Eisharte Männer

Auch wenn das Quecksilber auf zwanzig und mehr Minusgrade hinabrutscht, schieben nach jahrelanger Tradition sowjetische Moto-Cross-Fahrer ihre Maschinen an den Start.

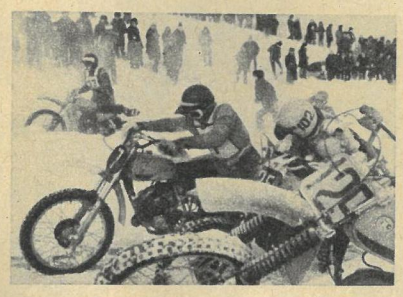


Foto: V. Billeb

Die fünfte Provinz

Tausend Flugkilometer bis zur Bohrturmschicht. Eine Siedlung mit dem Namen Hoffnung. FREIE WELT an den Quellen des ostsibirischen Erdöls.

Auf der Suche nach Atlantis

Hat és Atlantis gegeben? Wo ist Atlantis versunken? Nun schon über 2000 Jahre lang forschen die Wissenschaftler nach dieser Insel, wie sie einst der griechische Philosoph Platon beschrieben hat.

Verbotene Früchte

Schrittmacherdienste, auch Hasenjagden genannt, führten zu einem nur noch schwerlich zu überbietenden Standard der Weltrekorde im Mittel- und Langstreckenlauf. Was hat es damit auf sich?

Foto: BZ

Karibischer Morgen

Erlebnisse an den Küsten der Insel Kuba: Begegnungen mit Seeschildkröten, Land-Einsiedler-Krebsen, Meerschwalben, Tölpeln und urweltlichen Echsen. – Vorsicht vor Kakteenstacheln und reifen Kokosnüssen! Was ist eine „Portugiesische Galeere“?

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Da, wo die Stadt am betagtesten ist, ist sie auch mit am jüngsten. Um die Kirche St. Nikolai herum – deren Feldsteinsockel gilt übrigens als das älteste erhaltene Mauerwerk des mittelalterlichen Berlin. Ein Bauplatz, auf dem es 1986 so sichtbar gut voranging. 1987, wenn Berlin sein Dreiviertel-jahrtausend feiert, wird alles vollendet. Weit über Stadt- und Landesgrenzen hinaus spricht man von diesem städtebaulichen Leckerbissen. Aus der Höhe unseres Fernsehturms kann man sich schon ein rechtes Bild von der Sache machen. Auch 780 Wohnungen entstehen dort. Was war das doch für eine Bausensation, als Riesenkrane der Nikolai-kirche die jeweils 53 Tonnen schweren Turmhelme aufstülpten! Kinder, wie die Zeit vergeht!